

Erich Kästner

Primaner in Uniform

Der Rektor trat, zum Abendbrot,
bekümmert in den Saal.
Der Klassenbruder¹ Kern sei tot.
Das war das erste Mal.

Wir saßen bis zur Nacht im Park
und dachten lange nach.
Kurt² Kern³, gefallen bei Langemarck⁴,
saß zwischen uns und sprach.

Dann lasen wir wieder Daudet⁵ und Vergil⁶
und wurden zu Ostern versetzt.
Dann sagte man uns, daß Heimbold fiel.
Und Rochlitz sei schwer verletzt.

Herr Rektor Jobst⁷ war Theolog

¹ **Klassenbruder** 1. /meist im Pl.; von Angehörigen der Arbeiterklasse für andere ihrer Klasse gebraucht/: Die Arbeiter in der ganzen Welt ... begriffen, daß der Sieg ihrer Klassenbrüder in Rußland auch ihr Sieg war *Tageszeitung* 1953 2. veraltend vgl. -kamerad; Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache: <<http://www.dwds.de/?woerterbuch=1&corpus=1&kompssakt=1&sh=1&qu=Klassenbruder>> [2007-10-16]

² **Kurt**, (auch:) Curt; Curd: alter deutscher männl. Vorn., der sich aus ->Konrad, (ahd. Ku[o]nrat) entwickelt hat. Der Name wurde in der ersten Hälfte des 19. Jh.s durch die Ritterdichtung und romantische Dichtung neu belebt und wurde dann rasch volkstümlich. Eine Ballade „Ritter Kurts Brautfahrt“ schrieb Goethe. Die Verkleinerungsform Kürdchen ist bekannt durch den Hüttejungen in Grimms Märchen „Die Gänsemagd“. Bekannte Namensträger: Kurt Tucholsky, deutscher Schriftsteller (19./20. Jh.); Kurt Schumacher, deutscher Politiker (19./20. Jh.); Curt Goetz, deutscher Schauspieler und Schriftsteller (19./20. Jh.); Kurt Weill, deutscher Komponist (20. Jh.); Kurt Kusenberg, deutscher Schriftsteller (20. Jh.); Kurt Georg Kiesinger, deutscher Politiker (20. Jh.); Curd Jürgens, deutscher Filmschauspieler (20. Jh.); Kurt Hoffmann, deutscher Filmregisseur (20. Jh.). Drosowski, Günther. DUDEN.Lexikon der Vornamen. Mannheim —Leipzig —Wien—Zürich> Duden, 1974, S. 134.

³ **Kern**: Berufsübername zu mhd. *kern* >Kem (vom Getreide)<, fnhd. *kern* >Dinkel, Spelt< für einen Bauern. 2. Übernahme zu mhd. *kern* in der bildlichen Bedeutung wesentlicher Gehalt, Hauptsache, das Beste< für einen tüchtigen Menschen. 3. Gelegentlich Berufsübername zu mhd. *kern*, mnd. *kerne* >Butter-fass< für einen Bauern, feä *Peter Kern* ist a. 1370 in Nürnberg bezeugt. *Duden. Familiennamen*. Bearbeitet von Rosa und Volker Kohlheim. Mannheim—Leipzig —Wien— •Zürich: Dudenverlag, 2000. S. 367.

⁴ Langemarck, Kämpfe um, 1914—18. Im Rahmen der Kämpfe um —> Ypern wurde L. im April 1915 von den Deutschen, im Juli 1917 von den Engländern, im April 1918 von den Deutschen und im Sept. 1918 erneut von den Engländern besetzt. Berühmt wurde der Ort durch die überaus schweren Verluste (2059 Tote), die die in der Schlacht von Ypern hier eingesetzten, noch nicht voll ausgebildeten Freiwilligen der 6. Reservedivision beim Sturm auf L. am 10.11.1914 erlitten. H. Thimmermann, *Der Sturm auf L.*, ⁸1940. Günter Cordes. In: TADDEY, Gerhard (Hg.). *Lexikon deutscher Geschichte*. Stuttgart: Kröner, 1979². S. 695.

⁵ Siehe: http://de.wikipedia.org/wiki/Alphonse_Daudet

⁶ Siehe: <http://de.wikipedia.org/wiki/Vergil>

für Gott und Vaterland.
Und jedem, der in den Weltkrieg zog,
gab er zuvor die Hand.

Kerns Mutter machte ihm Besuch.
Sie ging vor Kummer krumm.
Und weinte in ihr Taschentuch
vorm Lehrerkollegium.

Der Rochlitz starb im Lazarett.
Und wir begruben ihn dann.
Im Klassenzimmer hing ein Brett
mit den Namen der Toten daran.

Wir saßen oft im Park am Zaun.
Nie wurde mehr gespaßt.
Inzwischen fiel der kleine Braun.
Und Koßmann wurde vergast.

Der Rektor dankte Gott pro Sieg.
Die Lehrer trieben Latein.
Wir hatten Angst vor diesem Krieg.
Und dann zog man uns ein.

Wir hatten Angst. Und hofften gar,
es spräche einer Halt!
Wir waren damals achtzehn Jahr,
und das ist nicht sehr alt.

Wir dachten an Rochlitz, Braun und Kern.
Der Rektor wünschte uns Glück.
Und blieb mit Gott und den andern Herrn
gefaßt in der Heimat zurück.

⁷ **Jobst:** aus dem gleich lautenden Rufnamen, der auf eine Mischform von ► Job und ► Jost zurückgeht, hervorgegangener Familienname.

Job: aus dem gleich lautenden Rufnamen hebräischen Ursprungs (>Wo ist der Vater [Gott]<?) gebildeter Familienname. Job ist die in der lateinischen Bibelübersetzung, der Vulgata, verwendete Namensform. Luther wählte für seine Bibelübersetzung die Form Hiob. Nach der Bibel ist Hiob der von Gott geprüfte Mann, der aber an Gott festhält.

Jost, Jöst: auf Ableitungen von Jodokus (► Jodocy), die sich aus der altfranzösischen Namensform Josse entwickelt haben,

Jodocy: patronymische Bildung (lateinischer Genitiv) zu Jodokus, einem Heiligennamen keltischen (bretonischen) Ursprungs (zu kelt. *jud* >Kampf<). Jodokus kam im Mittelalter als Name des heiligen Jodokus (7. Jh.) auf, der i. J. 665 bei Montreuil (südlich von Boulogne) eine Einsiedelei gründete, aus der sich später die Benediktinerabtei St.-Josse-sur-Mer, ein wichtiges Wallfahrtsziel im Spätmittelalter, entwickelte. » j Aus Jodokus leiten sich u.a. die Familiennamen **Joos(s)**, **Jooß**, **Johst**, **Joost**, **Jost**, **Jöst** ab. **ö** Patronymische Bildungen sind die Familiennamen **Joosten**, **Josten** und **Joser**. (4 Oberdeutscher Herkunft sind die Familiennamen **Joas**, **Jaus(s)**, **Jauß**, **Jautz**. "il Der Familienname **Jobst** geht auf eine Mischform von Job und Jost zurück. *Duden. Familiennamen*. Bearbeitet von Rosa und Volker Kohlheim. Mannheim—Leipzig — Wien— •Zürich: Dudenverlag, 2000. S. 351, 354.

Anmerkung: Noch heute erinnern sie sich, dabei ihre Pensionen verzehrend, gerne der großen Zeit.

(1930)

Erich Kästner. *Die Zeit fährt Auto. Lyrische Bilanz.* Hrsg. v. Gerhard Seidel. Leipzig: Reclam, 1971. S. 26–27.

Strophenform:

Vierzeiler 4.38

[43 43]

x x' x x' x x' x x' x	a
x x' x x' x x'	b
x x' x x' x x' x x' x	a
x x' x x' x x'	b

*Ihr fórdert húpferd éine Gábe
Mir, kléinen Schméichler, áb?
Hier hábt Ihr álles, wás ich hábe,
Und mír die Múse gáb.*

(C. F. Weiße: Zuschrift an ein paar Kinder)

Die merkliche Ungleichheit der miteinander wechselnden weiblichen Vierheber und männlichen Dreiheber gibt dieser kleinen Strophe, vergleichbar den darin noch

ausgeprägteren Vierzeilern 4.28 und 4.29, gern den Ausdruck überbrückter Gegensätze und betonter Freundlichkeit.

Die Form kam um die Mitte des 18. Jahrhunderts als Liedstrophe auf. Lessing verwendete sie in dem anakreontischen Lied »Der Irrtum« (1751) scherzhaft zurechtweisend, Gellert »Die Liebe der Feinde« erbaulich ausgleichend und M. Claudius im Rollenlied des sich genügsam Bescheidenden, nämlich »Abendlied eines Bauersmanns« und »Des alten lahmen Invaliden Görgel sein Neujahrswunsch«. Pfeffel, der sich der Form auch für die Fabel (»Die Mutter der Gracchen«) und die moralische Erzählung (»Usge und Zacchi, eine japanische Geschichte«) bediente, schrieb darin sein bekanntes Lied »Die Tobackspfeife« (»Gott grüß euch, Alter, schmeckt das Pfeifchen«), dessen volkstümlicher Ton Arnim veranlaßte, es in die Sammlung »Des Knaben Wunderhorn« aufzunehmen.

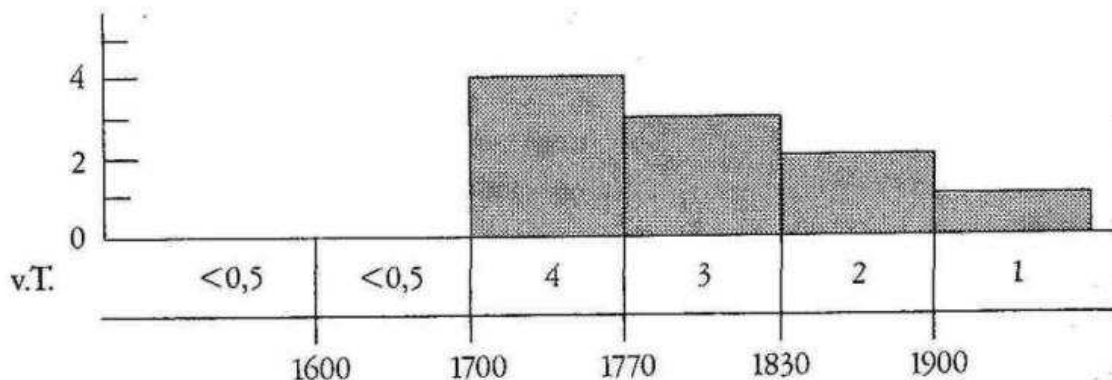
So wurde die Form in der Romantik wieder aufgegriffen, vornehmlich in Liedern zum Ausdruck eines inneren Widerspruchs oder einer Laune: Rücken »Septembermai«, W. Müller »Die Vierundneunziger«, Hoffmann v. Fallersleben »Herbstlied«, Lenau »Der Lenz« und mit erbitterter Antithetik »Am Grabe eines Ministers«. Ohne indessen große Verbreitung zu finden, wurde die Strophe in solcher Weise auch im weiteren 19. Jahrhundert verwendet: Gutzkow »Die Hölle«, Bodenstedt »Norderney«, Greif »Sternennacht« und Kempner »Der Polterabend«.

Seit der Wende zum 20. Jahrhundert erscheint die Form durchweg lyrisch ernst zur Bezeichnung von - bedrückenden - Gegensätzen durch den Wechsel der ungleichen Verse: George »Dies leid und diese last: zu bannen« (in »Das Jahr der Seele«), Werfel »Das fromme Kind«, Mombert »Versuch«, Loerke »Die Orgel«, Huchel »Corenc«, Carossa »Gestreift vom Todeswind«, in neuerer Zeit Schaefer »Das Wort«, Habetin »Erweckung« und Piontek »Trostloses Fragen«.

Rang: 90

Horst Joachim Frank

Historische Häufigkeit



Frank, Horst Joachim. *Handbuch der deutschen Strophenformen*. Francke Verlag: Tübingen und Basel, 1993. S. 157–158.

GESTREIFT VOM TODESWIND

1943

Auf die zitronengelben Quitten

Rieselt ein früher Schnee.

Das Kindlein fragt nach seinem Schlitten,

Doch schau hinab zum See:

Da rauchen halberloschne Feuer,
Soldaten stehn davor,
Die Bäurin lugt aus offner Scheuer,
Hält ihre Hand ans Ohr.

Nicht nah, nicht fern, mit hohlem Halle
Folgt langsam Schlag auf Schlag,
Verloren fast im Flockenfalle,
Dennoch zersprengts den Tag,

Und Fenster klirrn, und Wände beben –
Fühlt ihr nun, wo wir sind?
O wie bekräftigt sich das Leben,
Gestreift vom Todeswind!

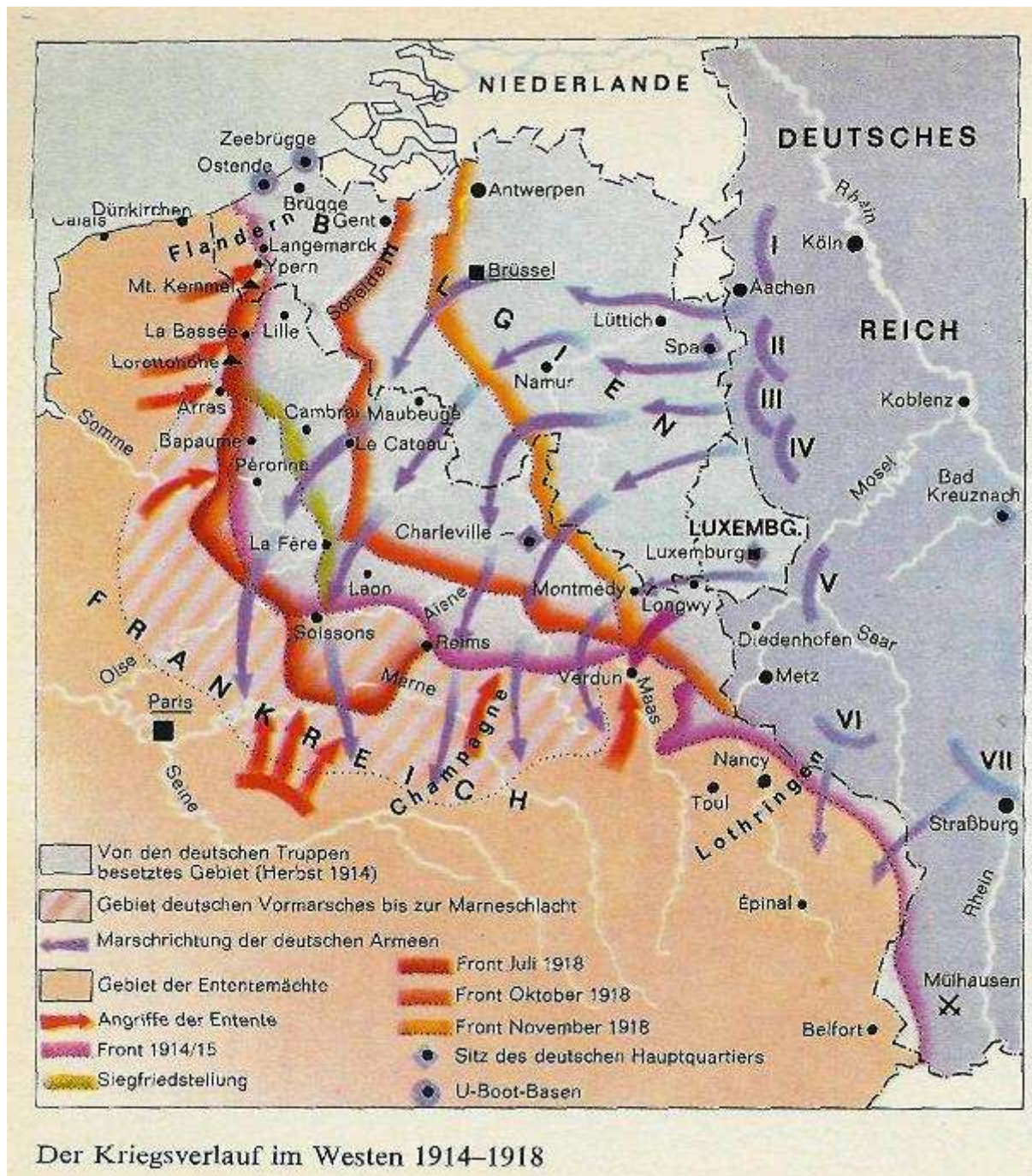
Aufleuchten alle starken Stunden
Des nie begriffnen Seins
Mit heiliger Lust und heiligen Wunden –
Uns, Freunde, frommt nur Eins:

Wir müssen wachend weiterbauen,
Was träumerisch begann.
Der Dienst ist groß, er läßt kein Grauen
An unsern Mut heran.

Wir werden Geisterlilien pflücken,
Die hoch in Schluchten stehn,
Und unsre Tische festlich schmücken,
Auch wenn wir untergehn.

An gelbem Blatt glänzt eine Traube
In jugendschöner Hand.
Der Herbst ließ dem entfärbten Laube
Noch einen grünen Rand.

Hans Carossa. *Sämtliche Werke*. BerlinDarmstadtWien: Deutsche Buch-Gemeinschaft, 1962.
S. 81.



Kinder, Hermann—Hilgemann, Werner. *Dtv-Atlas zur Weltgeschichte. Karten und chronologischer Abriss*. Bd 2. München: dtv, 1977. S. 124.

Gerd Krumeich Langemarck

I. Ein Topos vager Erinnerung

Ist Langemarck überhaupt ein «deutscher Erinnerungsort»? Konsultiert man allgemeine Lexika, fragt man Verwandte oder Bekannte, ältere und alte, auch gebildete, dann ist in den meisten Fällen kein

Wissen hervorzulocken, höchstens eine vage Erinnerung an Aufführungen oder Rezitationen in der Schulzeit während des Dritten Reiches. Moderne Lexika und Nachschlagewerke bezeichnen den Ort allenfalls in rudimentärer Form.

Andererseits ist für die Spezialisten des Ersten Weltkrieges, der Nachkriegszeit und der Kultur- und Propagandageschichte des Nationalsozialismus der Begriff direkt signifikant besetzt: Der Heeresbericht der Obersten Heeresleitung vom n. November 1914 hallt nach: «Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesänge Deutschland, Deutschland über alles» gegen die erste Linie der feindlichen Stellung vor und nahmen sie [...]» Auch das propagandistische Weitertreiben der Erinnerung an die «jungen Regimenter» mag hier präsent sein, insbesondere deren grobschlächtige, aber *ad nauseam* wiederholte Aneignung in Hitlers *Mein Kampf*: «Dann aber begann es zu knattern und zu dröhnen, zu singen und zu heulen, und mit fiebrigen Augen zog es nun jeden nach vorne, immer schneller, bis plötzlich über Rübenfelder und Hecken hinweg der Kampf einsetzte, der Kampf Mann gegen Mann. Aus der Ferne aber drangen die Klänge eines Liedes an unser Ohr und kamen immer näher und näher, sprangen über von Kompanie zu Kompanie, und da, als der Tod gerade geschäftig hinein griff in unsere Reihen, da erreichte das Lied auch uns und wir gaben es nun wieder weiter: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!»¹

Weiter aber geht die historische Erinnerung selten. Viel lebendiger als das Ereignis von 1914 selber ist heute das Bewußtsein, daß hier ein «falscher Mythos» aufgebaut worden war, eine problematische Erinnerung gepflegt wurde - eine monströse und irgendwie gefährlich-verführerische Ideologie geformt wurde. «Langemarck» als Menetekel des falschen Bewußtseins und dessen ideologischer Ausbeutung ist im wesentlichen der Topos, der im heutigen Wissen um die Ereignisse überhaupt noch vorhanden ist.

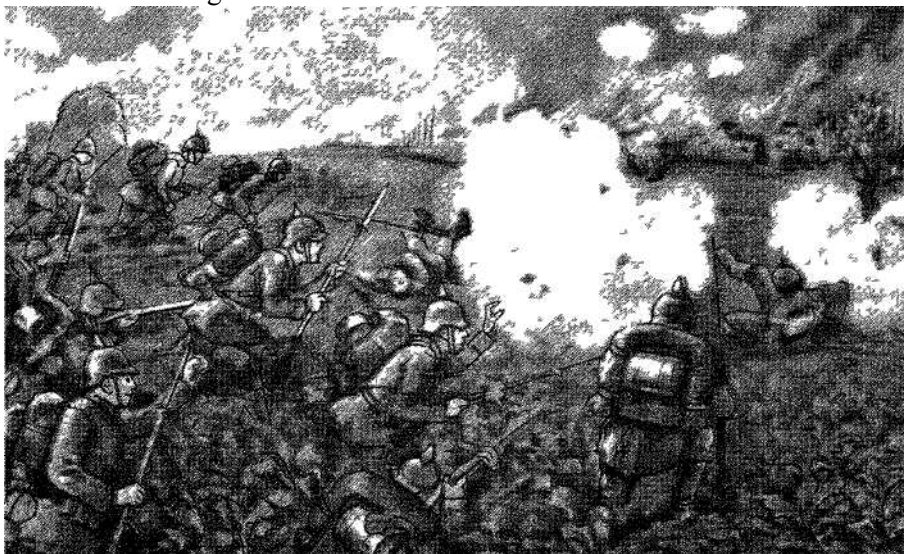
In gewisser Weise ist die «kritische» Rezeption der Langemarck-Episode und ihrer ideologischen Ausbeutung das *exemplum* für eine Grundbefindlichkeit der Deutschen im Umgang mit dem Ersten Weltkrieg. Durch die Niederlage von 1918 ist der Krieg sinnlos geworden, anders als in den anderen beteiligten Nationen, wo er noch heute «the Great War» oder «la Grande Guerre» heißt, selbst wenn es auch dort dezidierte Kriegskritik gibt. In diesen Ländern blieb der Erste Weltkrieg Teil der eigenen Geschichte - in Frankreich der auf eigenem Grund, unter verheerenden Menschenverlusten und enormer Zerstörung des Landes erlebten Geschichte. Deutschland hat den Krieg zwar am eigenen Leibe, nicht aber auf dem eigenen Terrain erlebt - und es hat ihn verloren. Die Traumatisierung und die daraus folgende Verweigerung sind spezifisch. Nicht der Krieg an sich hat traumatisiert, sondern die Kriegsniederlage, so eine Bemerkung von Walter Benjamin aus dem Jahr 1929. Auf diese Weise ist die deutsche Kriegserinnerung gespalten und merkwürdig strittig geblieben. Selbst die bekannteren Namen und Orte der Erinnerung haben keinerlei Konsenspotential, keine Identitätsstiftung und keine Kraft zu kollektiver Erinnerung: Verdun, die Somme, die Marne, Moltke, Ludendorff, Falkenhayn, Hindenburg. Allein letzterer Name, zusammen mit «Tannenberg», wurde so allgemein kultisch rezipiert, daß der General sogar Reichspräsident werden konnte, und er allein hat sich bis heute gehalten. Ohne daß er verehrt würde, sind doch die vielen Hindenburg-Gymnasien, -Straßen, -Alleen und -Wälle auch von der Entnazifizierung und Entpreußung Deutschlands verschont geblieben. Aber mehr ist nicht übriggeblieben an positiver Erinnerung an das früher sogenannte «Völkerringen». Der Rest ist Kritik.

Im Rahmen der Kriegserinnerung, der Traumabewältigung und kritischen Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg hat Langemarck in Deutschland eine besondere Rolle gespielt. Schon sehr früh - während des Krieges - evozierte der Name etwas, von dem man wußte, daß es vergangen war. Die Ereignisse des November 1914 stellten das definitive Ende eines Krieges dar, der emotional, institutionell, logistisch und strategisch am Maßstab des 1870er Krieges orientiert gewesen war. Man hatte mit einem kurzen Krieg gerechnet, der ein «reinigendes Gewitter» sein werde; man hatte fest darauf gezählt, Weihnachten sei alles vorbei; Schlieffen war der Meinung gewesen, mit einer Million Mann auskommen zu können. Und vor allem war der Krieg versandet, die Schützenlinien des Kriegsbeginns waren niedergemäht worden von Maschinengewehren, deren Bedeutung für die Defensive erst jetzt blutig spürbar wurde. (Die Monate August bis Dezember 1914 sind aufs Jahr gerechnet die verlustreichsten des ganzen Krieges gewesen, ungeachtet der Massengräber bei den Schlachten von Verdun und der Somme von 1916.) Aus den stolz geschmückten Soldaten waren in kürzester Frist lehmverschmierte Leidensgestalten geworden, die sich im wahrsten Sinne des Wortes in die Erde einbuddeln mußten, um dem Beschuß und den gräßlichen Schrapnells zu entkommen.

Vor Dixmuiden, 28. Oktober 1914 «Mit welcher Freude, welcher Lust bin ich hinausgezogen in den Kampf, der mir als die schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und Lebenslust sich austoben zu lassen. Mit welcher Enttäuschung sitze ich hier, das Grauen im Herzen. [...] Es war furchtbar! Nicht das vergossene Blut, nicht auch der Umstand, daß es vergeblich vergossen war, auch nicht, daß in dunkler Nacht die eigenen Kameraden auf uns schossen, - nein, die ganze Kampfweise ist es, die abstößt. Kämpfen wollen und sich nicht wehren können! Der Angriff, der mich so schon dünkte, was ist er anders als der Drang: Hin zur Deckung da vorn gegen diesen Hagel tückischer Geschosse. Der Feind, der sie entsendet, nicht zu sehen!» (Alfred Buschalski, geb. 24. Oktober 1891; gef. 10. November 1914 in der Umgebung von Langemarck).²

In diesem berühmten Kriegsbrief wird implizit eine wichtige Funktion des Langemarck-Mythos deutlich, wie er sich seit dem 11. November 1914 als Kritik des Maschinenkrieges präsentierte. Wir wissen nicht, wer und mit welcher genauen Absicht den Wortlaut des Heeresberichtes der OHL formuliert hat. War diese Meldung, deren Text vom Ereignis bis heute am meisten nachhallt und tatsächlich einer der ganz wenigen «Erinnerungsorte» Deutschlands im Ersten Weltkrieg geblieben ist, ebenso absichtsvoll wie Hindenburgs Tagesbefehl anlässlich der Schlacht von Tannenberg im August 1914? Dort war ausdrücklich bei Seiner Majestät beantragt worden, diesen emblematischen Namen des deutsch-polnischen Verhältnisses seit dem Mittelalter verwenden zu dürfen. «Tannenberg 1914» sollte Revanche für die Niederlage der Deutsch-Ordens-Ritter ebendort 1410 sein. Als solche Wiedergutmachung wurde das Ereignis auch rezipiert und machte für die Deutschen Hindenburg zu einer Persönlichkeit weltgeschichtlicher Geltung. Es wird gemeinhin behauptet, daß «Langemarck» eine ebenso absichtsvolle Erfindung der Generalität gewesen ist, klingt der Name doch anders und bismar(c)kiger als Bixschote, wie Engländer und Franzosen den Schlachtenort heute noch bezeichnen, wenn sie nicht ohnehin nur das Gesamtgebiet, die Umgebung von Ypern benennen. Tatsächlich ist nicht einmal dieser Haupttopos der Kritik quellengestützt. Die Gleichung mit «Tannenberg» ist sehr bald aufgemacht worden, sie ist naheliegend, aber war es wirklich so? Wenn man die in den dreißiger Jahren verfertigten Beschreibungen der militärischen Ereignisse an der Westfront im September/Oktober 1914 zugrunde legt, so ist das Dorf Langemarck als Fixpunkt und strategischer Orientierungspunkt bereits mit Beginn des sogenannten «Wettlaufs zum Meer» 1914 tatsächlich mehrfach genannt worden.

Welche strategische Bedeutung der Ort aber tatsächlich auch immer gehabt haben mag, mit «Langemarck» verbindet sich in der kollektiven Erinnerung, soweit sie überhaupt noch auf das Wort reagiert, vor allem das «begeisterte» Anstürmen der «jungen Regimenter» unter dem Absingen des Deutschland-Liedes gegen einen gut gedeckten Gegner, dessen Maschinengewehrgarben die gerade eingezogenen, unerfahrenen und unzureichend bewaffneten Soldaten reihenweise niedermähten - die aber gleichwohl einen Erfolg zu verzeichnen hatten, denn schließlich «nahmen» sie die feindlichen Stellungen und erbeuteten sogar Waffen, wie es im Heeresbericht heißt. «Langemarck» beschreibt also den Übergang zum *neuen* Krieg, den Krieg der soliden Unterstände, der «leeren Schlachtfelder», der Feindbeobachtung mittels «Graben-



«Sturm der Kriegsfreiwilligen auf die englischen Stellungen bei Langemarck»

periskope». Jeder freie Blick über den Rand des Schützengrabens hinaus bedeutete fast sicher den Tod durch Kopfschuß. Befestigte Unterstände blieben auch der einzige leidliche Schutz gegen das Schrapnell, das die unkalkulierbarsten und schrecklichsten Verletzungen verursachte. Hinter den «Verlust»-Zahlen stehen ja nicht zuletzt die anonymen verstümmelten Körper, Menetekel des «Menschenschlachthauses» (Wilhelm Lamszus), zu welchem der Krieg immer stärker wurde. «Langemarck» steht antipodisch zu dieser neuen Wirklichkeit des Krieges. Der Topos ist so kräftig gewesen, weil er sowohl Abschied als auch Hoffnung symbolisierte: Abschied vom heroischen Krieg individueller und kollektiver Begeisterung; Sterben für ein klar definiertes und mitreißendes Ziel: die Verteidigung des Vaterlandes; kommunikativer Elan einer Gruppe, die die anderen mit sich fortreißt; Hoffnung auf ein Fortwirken oder Wiedererwachen eben dieses Opfergeistes. «Langemarck» ist eine letzte Konsequenz und dramatische Verlängerung des «August-Erlebnisses», welches wohl das heute in Deutschland noch bekannteste Wort für den Ersten Weltkrieg überhaupt ist. Der «August 1914» ist inzwischen von der historischen Forschung seines Nimbus einer allgemeinen «Kriegsbegeisterung» langst entkleidet worden. Wir wissen durch konkrete Ortsgeschichten, Gruppen- und Toposforschung ziemlich genau, daß zu unterscheiden ist zwischen der - panischen? - Straßenbegeisterung der großen Städte und der Kriegsfurcht und Sorge um die Ernte und das Leben der Söhne in den eher ländlichen und bäuerlichen Gemeinschaften. Von «Sorglosigkeit» kann wohl keine Rede sein, und die in zeitgenössischen Quellen oft evozierte «Begeisterung» hat den religiös-eschatologischen Klang des *sursum corda*, den der Terminus heute fast vollständig verloren hat. «Langemarck» ist aber nicht allein im Hinblick auf den Opferwillen und einmütigen Patriotismus eine Verlängerung des August-Erlebnisses, wie es 1914 verstanden wurde.

2. Die «jungen Regimenter»

«Langemarck» bezeichnet auch ganz real die Probleme der raschen Rekrutierung des Massenheeres in der Situation des August 1914. Lange nicht alle jungen Männer, die «zu den Fahnen» eilten, konnten tatsächlich Verwendung finden. Hunderttausende wurden schlicht nach Hause geschickt und auf später vertröstet. Allerdings hatte der Kriegsminister von Falkenhayn, der später - nach dem Marne-Debakel - den entnervten und kranken Generalstabschef Moltke d. J. ablösen sollte, bereits Mitte August 1914 die Aufstellung von sechs «Reservecorps» (ein Corps = zwei Divisionen = 30000 Mann) angeordnet, was ihm als überflüssige Vorsorglichkeit angekreidet wurde. Noch «siegte Deutschland an allen Fronten», und viele militärische Experten glaubten, daß diese Einberufungen nur die Kasernen verstopften und dringend im Feld gebrauchte Ausrüstung stilllegten. Die auf Falkenhayns Wunsch gleichwohl einberufenen Mannschaften bestanden in der Mehrheit aus nicht verwendeten, aber bereits ausgebildeten Reservisten, zu Teilen aber auch aus Studenten und Schülern, die noch keinerlei militärische Ausbildung erhalten hatten. Bei ihrer raschen und rudimentären Instruktion fehlte es an allem. Der Umgang mit Spaten und Stacheldrahtschere konnte mangels Material genausowenig geübt werden wie Schützentechnik und Kampfeinsatz. Diese «jungen Regimenter» hatten nicht viel mehr aufzubieten als ihre «Begeisterung», d. h. patriotischen Elan, Opferbereitschaft und Siegeswillen. Bis heute hält sich trotz der präzise vorliegenden Zahlen die Ansicht, die sechs Reservecorps seien zur Gänze oder überwiegend aus Schülern und Studenten zusammengestellt worden. Das ist zweifellos ein falscher «Mythos», der aber wie stets einen Kern wahrer Erinnerung enthält: Die Tatsache war unerhört neu, daß dezidiert bürgerliche bzw. großbürgerliche Schichten, die gemeinhin mit dem «Einjährig-Freiwilligen» Schulabschluß in das Heer eintraten und per se als Offiziersaspiranten eingeschätzt wurden, nunmehr ganz unterschiedslos als «Mannschaft» bzw. als «Gemeine» dienten. Sie empfanden dies auch nicht als Herabwürdigung, sondern als Konsequenz des August-Aufbruches zur Verteidigung des tödlich bedrohten Vaterlandes. Hier schien sich zum ersten Mal eine Verbindung über die Klassengrenzen hinweg im Sinne einer schon damals emphatisch betonten «Volksgemeinschaft» auszubilden. In der Einberufung und dem tatsächlich verantwortungslos schnellen Fronteinsatz dieser «jungen Regimenter» spiegelte und verlängerte sich somit der die Zeitgenossen ebenso überraschende wie mitreißende patriotische Konsens der Deutschen. Aber die «bürgerliche» und «akademische» Spezifität eben dieser Gruppe von Rekruten und deren Bereitschaft, sich klaglos und «begeistert» ein- bzw. unterzuordnen, war ganz außergewöhnlich. Deshalb erschienen quantitative Erwägungen bezüglich des tatsächlichen Zahlenverhältnisses zwischen Studierenden und anderen «Gemeinen» in den «jungen Regimentern» als unerheblich und

sind tatsächlich auch nur als sekundär bedeutsam einzuschätzen. Die Forschung hat sich bislang wohl zu ausschließlich mit der Kritik des Mythos von den «studentischen Regimentern» beschäftigt. Jedenfalls blieb «Langemarck» Symbol nicht nur für Jugendlichkeit und Opferbereitschaft, sondern auch für die Einebnung sozialer Unterschiede einer erst hier zur «Nation in Waffen» zusammengeschmiedeten Solidargemeinschaft aller Schichten - inklusive sogar der Bürgerlichen. Diese Bürgerlichkeit des «Langemarck»-Mythos sollte später teilweise querstehen zum Versuch der NS-Ideologie, die «Jugend von Langemarck» für sich zu gewinnen, wie noch zu zeigen sein wird.

3. Die militärische Bedeutung

Der Verlauf und die strategische Bedeutung der Schlacht an der Yser und um Ypern sind rasch erzählt. Die Kriegsepisode an der Front ereignete sich zwischen Mitte Oktober und Mitte November 1914 und war Teil des damals sogenannten «Wetlaufs zum Meer». Tatsächlich versuchten sowohl die Deutschen als auch die Alliierten, nach den Kämpfen an der Marne die drohende Erstarrung der Front durch verschiedene «Flankierungen» zu verhindern. Darunter versteht man den Versuch, die gegnerische Front durch seitliche Umfassung «aufzurollen», nachdem frontal kein «Durchbruch» mehr zu erzielen war. Wie in einer Art *danse macabre* ergab sich aus dieser wechselseitigen «Flankierung» eine immer stärkere Annäherung an die Atlantikküste in Südbelgien und Nordfrankreich. Hinzu kam auf deutscher Seite die Absicht, die Landung englischer Truppen und deren Nachschub abzuschneiden und auf alliierter Seite das Bestreben, eben dieses zu verhindern. Mitte Oktober 1914 hatte sich so die Situation ergeben, daß lediglich der schmale Streifen zwischen der Stadt Lille und der Küste als «Operationsraum» übriggeblieben war, hatten doch alle «Flankierungen» nur zur Verstärkung der jeweiligen Frontabschnitte geführt. Im freigebliebenen Raum – Flandern – war eine massive deutsche Angriffsoperation auch insofern jetzt möglich und erfolgversprechend geworden, als die den Rücken der deutschen Front im Nordwestabschnitt bedrohende Festung Antwerpen inzwischen doch in deutsche Hand gefallen war. Und für die mögliche Offensive, eine wirkliche Entscheidungsschlacht, wollte Falkenhayn nunmehr die «jungen Regimente» nutzen, deren Elan und Tatendurst kühl einkalkulierend. Von sechs neuen Corps wurden tatsächlich vier an der flandrischen Front eingesetzt. Gemeinsam mit dem III. Reserve-Corps, kriegserfahrenen Soldaten, die gerade Antwerpen eingenommen hatten, bildeten vier der neuen Corps die zu diesem Zweck neu geschaffene 6. Armee. Diese hatte den Auftrag, nördlich von Lille nach Westen vorzustoßen und den Gegner zu umfassen. Der Angriff auf diesem letzten freien Terrain an der Westfront begann mit dem 20. Oktober 1914. Er erschien um so aussichtsreicher und deshalb auch von schlecht ausgerüsteten und ausgebildeten, aber mit Elan vorgehenden Truppen zu leisten, weil als Gegner in diesem Abschnitt allein drei belgische und französische Divisionen und das Gros der British Expeditionary Force vermutet wurden. Falkenhayn und die ihn umgebenden Generäle waren der in Deutschland traditionell vorwiegenden Auffassung (trotz der Erfahrung in der Marne-Schlacht), daß von der «Kampfmoral» her weder Franzosen noch Belgier den Deutschen gleichkämen. Sie täuschten sich, nicht zum letzten Mal. Trotz quantitativer Überlegenheit konnten die Deutschen nur geringe Fortschritte am Yser-Bogen erzielen, und der deutsche Angriff brach in dem sumpfigen und der Verteidigung sehr hilfreichen Gelände vollständig zusammen. Den Verteidigern gelang es am 31. Oktober, die Schleusen von Nieuport bei Flut zu öffnen und bei Beginn der Ebbe zu schließen. Das Gelände blieb überflutet und stellte den Angreifer vor unlösbare Probleme. Späterhin ist in vielen Langemarck-Berichten behauptet worden, daß die Schleusen «gesprengt» worden seien, was dramatisch klingt, aber sachlich Unfug ist: Gesprengte Schleusen hätten auch den Verteidiger unter Wasser gesetzt. Otto Dix' *Tod in Flandern* hat den Moment festgehalten, in dem der Soldat in seinem abgrundtiefen Leid zu einem Stück der aufgewallten Natur wird, schutzlos und in sein Schicksal ergeben.

Die deutsche Generalität wußte, daß der Angriff im Westen nun gescheitert war, und dringend forderten Hindenburg und Ludendorff, die Führer der deutschen Heere an der Ostfront, die sofortige Überstellung von Truppen dorthin, um nunmehr zu versuchen, den für Deutschland unaushaltbaren Zweifrontenkrieg durch einen Sieg an der russisch-polnischen Front zu beenden. Falkenhayn mußte nach einigem Sträuben nachgeben. Aber er bestand auf einem letzten Angriff, um die Reputation zu wahren. Das offizielle Reichsarchivwerk über die Schlachten des Weltkrieges kann sich an dieser Stelle trotz aller «operationsgeschichtlichen» Nüchternheit einer vehementen Kritik nicht entsagen,

wie die Beschreibung der verheerenden Kulmination der Ypern-Schlacht bei Langemarck am 10. November 1914 zeigt: «Weiter östlich verliefen die Dinge weniger günstig. Die 5. Reserve-Division nahm Corteekeer Cabt., kam dann aber nicht weiter. Der 6. Reserve-Division gelang es nicht, Langemarck zu nehmen. Vor allem scheiterte aber der Sturm der 9. Reserve-Division völlig. Es zeigte sich, daß die Bereitstellung und Erkundungszeit nicht ausgereicht hatte. Schon beim Verlassen der Gräben zum Sturm traten Verluste ein. Die Artillerie hatte nicht genügend gewirkt [...].»³ Solche abfälligen Ausführungen aus einer sehr viel späteren Zeit - schon inmitten der neuen NS-«Wehrhaftmachung» für den nächsten und wirklich technischen Krieg - waren natürlich ein Schlag ins Gesicht der Langemarck-Kämpfer und machen gleichzeitig die Schwierigkeiten deutlich, die die NS-Ideologie mit der Absorbierung des Langemarck-Mythos für die eigenen Zwecke hatte. Daran konnten auch die folgenden abschließenden Begütigungen wenig ändern: «Trotz aller Schwierigkeiten, trotz der übermäßigen, Tag und Nacht anhaltenden Anstrengungen bei mangelhafter Verpflegung war die Infanterie immer wieder zu neuem heldenmütigen Angriff vorgestürmt. Die hohen Verlustzahlen stellten der Tapferkeit und dem Opfermut der Truppen, namentlich der schwer ringenden Infanterie, ein glänzendes Zeugnis aus; sie hatten in der Tat bis zum Äußersten - ja bis zum Letzten - ihre Pflicht getan.»⁴ Und wenige Zeilen später endet das Langemarck-Kapitel mit einer äußerst nüchternen zahlenmäßigen Darstellung der «Verluste», die die deutschen Armeen in den Tagen vom 7. bis 18. November erlitten hatten. Genau ließen sie sich nicht mehr angeben, aber die 4. Armee hatte 10 000 Tote und Verwundete und 3000 Vermißte, die 6. Armee, die Armee der Studenten und Schüler, hatte 9500 Tote und Verwundete und 1000 Vermißte zu beklagen. Nur in der Somme-Schlacht 1916, wo die Engländer einen ähnlich gewagten Sturm gegen bestens gefestigte Verteidigung unternahmen, waren, auf den kurzen Zeitraum gerechnet, die Verluste noch größer gewesen als hier in Flandern im November 1914.

4. Ein absichtsvoller Mythos

Liest man die Darstellung des Generalstabswerkes, verfolgt man die Streitigkeiten zwischen den Generalstabschefs des Ost- und des Westtheeres, sieht man Falkenhayns offenkundigen Willen, das Desaster an der Westfront mit einem Showeffekt vor den Gegnern und sicherlich auch vor dem eigenen «Publikum» zu bemänteln, dann steht die absichtsvolle Verfassung der berühmten OHL-Mitteilung über «Langemarck» auch ohne direkte Quellenbelege ganz außer Zweifel. «Vorwärts im Westen.

Großes Hauptquartier, 11. November, vormittags. Am Yser-Abschnitte machten wir gestern gute Fortschritte. Dixmuiden wurde erstürmt, mehr als 500 Gefangene und 9 Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Weiter südlich drangen unsere Truppen über den Kanal vor.

Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesänge «Deutschland, Deutschland, über alles» gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie. Etwa 2000 Mann französischer Linieninfanterie wurden gefangen und 6 Maschinengewehre erbeutet.

Südlich Ypern vertrieben wir den Gegner aus St. Eloi, um das mehrere Tage erbittert gekämpft worden ist. Etwa 1000 Gefangene und 6 Maschinengewehre gingen dort in unseren Besitz über [...].»⁵

Die Ereignisse des 10. November 1914 mußten symbolisch überhöht werden, wollte man nicht schlicht als Verlierer da stehen. Das ist zu Teilen gelungen, ein frühes Beispiel der mit der Erstarrung der Fronten massiv einsetzenden und frei fabulierenden Siegespropaganda. Deren Kehrseite ist das, was man die Gleichgültigkeit jeglichen Heeresberichtes nennen könnte, eine Propaganda, die keiner mehr glaubt: «Im Westen nichts Neues ...».

Im Unterschied aber zu späterer und routinierterer Schönrederei der OHL-Berichte hatte der von Langemarck einen wahren Kern und trug ein Element der Hoffnung, auf dem sich ein allgemeiner Mythos aufbauen ließ. Hier war der Krieg nicht «versandet», im Matsch steckengeblieben; hier hatte das Opfer der Jugend einen Sieg errungen. Man hatte einen Graben genommen. Das war banal und jederzeit wegnehmbar, aber blieb bis 1918 die einzige positive Kriegserfahrung der Soldaten. Man nahm einen Graben oder ein Dorf, das wurde zum Schlachtensieg umgedeutet und nährte als einziges die große Hoffnung, daß der «im Felde steckengebliebene» (Ernst Jünger) Krieg infolge eines «Durchbruchs» doch noch einmal beendet werden könnte. Vom größten Strategen bis hin zum letzten Rekruten blieb diese Hoffnung allen gemeinsam. «Wir hauen ein Loch [in die gegnerische Front] rein,

der Rest ergibt sich», so resümierte Ludendorff vor anderen Armeeführern die Planung der großen «Michael»-Offensive vom März 1918.

Neben dem Wahrheits- und Hoffnungskern des Mythos von Langemarck wurde dieser noch breit aufgewertet durch die tatsächliche oder vorgebliche Anerkennung der Gegner. So veröffentlichte die Londoner *Times* schon am 14. November unter der Überschrift «The Defeat of the Prussian Guard» die folgende Mitteilung der Presseabteilung des Ministeriums: «The attack was pressed with the greatest bravery and determination. Owing to the gallantry of our troops and our splendid resistance the attempt to penetrate Ypres was repulsed, but the weight of the enemy's advance enabled them to break through our lines at three points. They were, however, hurled back and prevented from gaining further ground.»

Weiter ist die Anerkennung gegnerischer Leistung «im Krieg der Propaganda» sicher nie gegangen. Dementsprechend wird in der geläufigen Langemarck-Literatur dieser Tagesbericht der englischen Armeeführung immer wieder zitiert. Auch die deutsche Bevölkerung wurde offensichtlich «flächendeckend» mit der Neuigkeit von Langemarck versorgt. Bereits in dem Ende 1914 erschienenen *Deutschen Geschichtskalender* von Purlitz findet sich die Mitteilung in der lakonischen Apodiktik jeglichen Regests: «10. November. Dixmuiden wird von den Deutschen erstürmt. Westlich von Langemarck brechen deutsche Regimenter unter dem Gesang Deutschland, Deutschland, über alles» gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nehmen sie.»

5. Ein heroisches Gegenbild zum «Maschinenkrieg»

Die «öffentliche Erzählung» von Langemarck als dem Symbol der Hoffnung und als heroischem Gegenbild zur wachsenden Veralltäglichen des Krieges scheint Ende 1914 schon voll ausgestaltet gewesen zu sein. Der Mythos war so einfach und gleichzeitig traumastillend, daß er sich zur propagandistischen Aufbereitung und Vulgarisierung geradezu anbot. Tatsächlich scheint Langemarck nicht der einzige Ort gewesen zu sein, wo die soldatische «Hurra»-Begeisterung sich in patriotisches Singen verlängerte. Immer wieder tauchen in der militärischen Erzählung jener Monate das Deutschland-Lied oder die «Wacht am Rhein» als Begleitung des Sturmzugs auf, sogar im «Reichsarchivwerk» als der offiziellen und betont nüchternen Auftragsarbeit des Generalstabs wird das Singen hin und wieder evoziert.⁶ Der interessanteste Beleg stammt wohl aus dem Tagebuch von General Henry Wilson vom 24. Oktober 1914: «The I Corps really took tea with the Germans [...]. These Germans attacked 5 times in close formations singing <Die Wacht am Rhein> and the place became a shambles. They must have had 6000 or 7000 casualties.»⁷ In literarischer Form, in Gedichten und Aufrufen, ist Langemarck schon 1915 thematisch fest umrissen, wenngleich noch nicht kanonisiert. Uwe-K. Ketelsen hat in seiner vorzüglichen Untersuchung des Langemarck-Mythos als «poetisch-politisches Motiv der Zwischenkriegszeit» festgestellt, daß bereits unmittelbar nach dem Ereignis «Langemarck» in Zeitung und Literatur zum Versatzstück der öffentlichen Rhetorik wurde und wie versucht wurde, den Heeresbericht der OHL vom 11. November 1914 immer neu zu variieren und etwa das Absingen des Deutschland-Liedes auf alle möglichen Kampfsituationen anzuwenden. So sei «Langemarck» auch binnen kurzer Frist zu einem «poetischen Gemeinplatz» geworden, genauso wie zu einem abstrakten «Ort» der patriotischen Festrede. Schon 1915 erhielt dieser Diskurs Schützenhilfe seitens des damals wohl bekanntesten und geachtetsten Vertreters der Geschichtswissenschaft, Friedrich Meinecke: «Immer wieder entstehen vor ihnen [den auf deutsche Ermattung hoffenden Feinden] neue feldgraue Reserveregimenter, zusammengesetzt aus Landwehrmännern und jungen Kriegsfreiwilligen, geführt von alten Offizieren und von Beamten, Professoren usw. im Offiziersrock, und stürmen mit Gesang die feindlichen Stellungen.» Solche Sätze - ebenso unwahr wie unverantwortlich - zeigen eigentlich nur ein Nicht-Verstehen bzw. Nicht-Verstehen-Wollen des Krieges, wie er nun geworden war - 1915 wurde bereits mit Gas angegriffen -, und die wachsende Entfernung der «Heimat» zur Front. Auch hierfür blieb die «Langemarck»-Erzählung emblematisch.

Während des gesamten Krieges begleitete also das «Lied von Langemarck» die Bemühungen, den sich vertiefenden Graben zwischen «Front und Heimat» dichterisch aufzufüllen. Willi Vesper war einer der bekanntesten Kriegsdichter für den Hausgebrauch, und sein «Langemarck»-Gedicht - datiert 2. September 1915 - war die Matrix aller anderen:

Auf den Tod der jungen Kriegsfreiwilligen vor Ypern

Wir haben ein Grab gegraben
für lauter junge Knaben
ist jeder noch ein Kind.

Sie liegen in langen Reihen
und auch zu zweien und dreien
wie sie gefallen sind.

Sie haben so brav gestritten
den bittren Tod erlitten
getrunken, als wäre er Wein.

Sie liefen mit Gesänge
- es war ihnen gar nicht bange -
weit in den Feind hinein.

Sie trieben ihn über die Yser.
Da blühte Lorbeerreiser
rings auf dem flandrischen Feld.

Und noch im Taumel des Falles
klang: Deutschland über alles
über alles in der Welt!»⁸

Vor allem in Gedichtform blieb «Langemarck» wesentliches und immer wieder beschworenes Bindeglied zwischen Front und Heimat, und der reale Kern des Epos wurde durch die populär aufbereitete «wissenschaftliche Schlachtengeschichte» ebenfalls im Bewußtsein der Heimat gehalten. Hermann Stegemanns mehrbändige *Geschichte des Krieges*, die im Jahre 1917 zum ersten Mal erschien und dann in der Weimarer Republik die verbreitetste Kriegsgeschichte wurde, vulgarisierte durch Opfer- und Ansturm rhetorik den Topos noch mehr.

In Stegemanns Darstellung vollzieht sich der gesamte Feldzug seit dem 20. Oktober unter stetigem Gesang junger Regimenter. Am 21. Oktober warf man sich «singend auf Dixmuiden», wo die jungen Soldaten «im Opferrausch [...] über ihre schweren Verluste hinwegschritten»; und für den 23. Oktober stellte er fest, daß beim Sturm auf Dixmuiden «der Schlachtgesang junger Freiwilligen-Regimenter [...] dem Donner der Geschütze [entstiegen sei] und [...] mit dem Vordringen der begeisterten Truppen gen Westen» weitergetragen wurde. Selbstverständlich kulminiert diese Erzählung in dem - noch heute fesselnden - Bericht über den Sturm auf Langemarck: «Doch als sie der Befehl zum Sturm rief, da warfen sich die Deutschen singend in die Schlacht.

Tag- und Nachtangriffe folgten sich, bis junge Regimenter, Knaben und grauhaarige Männer Schulter an Schulter, von Begeisterung getragen, mit dem Vaterland-Lied in die erste Linie der feindlichen Stellung westlich von Langemark einbrachen und sie nahmen.» Und nicht genug mit diesem Paroxysmus, werden wenig später die Briten die Sturmgräben des XXVIII. Reserve-Corps an der Halde von Beclaere mit Kreuzfeuer eindecken. «Da stieg aus diesen verschlammten, zerfallenden Gräben das Lied Deutschland, Deutschland, über alles», und als das Spitzenregiment 245 sich aus seinen Gräben erhob und Hunderte sanken [...], da ging das Lied mit den Überlebenden zum Sturm und warf den Feind auch hier aus seinen ersten Linien.» Um die Didaktik seiner Darstellung der singenden Schlacht wirklich jedem Leser klar zu machen, folgt kurz darauf noch die folgende emblematische Zusammenfassung: «Die Vaterlandslieder, mit denen die freiwilligen Regimenter gegen die feuerspeienden Bastionen von Langemarck, Bixschote und Dixmuiden marschiert waren, hallten als Geistergesang Jung-Deutschlands über den Totengewässern der flandrischen Ebene. [...]

Die Schlacht in Flandern hatte sich ausgelebt. Mit ihr war nicht nur der <Wettlauf zum Meere>, sondern auch der Bewegungsfeldzug endgültig zur Ruhe gegangen.»⁹

6. Militärische Abwiegung und neuer Militarismus

Die militäroffizielle Schlachtengeschichte hat sich dem Mythos der «jungen Regimenter» und des Aufopferungs-Ansturms nicht auf Dauer verschrieben. Eine interessante Einstellungsänderung scheint hier stattgefunden zu haben, wie sie sich exemplarisch in der offiziellen Langemarck-Darstellung im Rahmen des 1917 verfaßten und 1918 in der «im Auftrag des Generalstabs des Feldheeres» erstellten Reihe *Der Große Krieg in Einzeldarstellungen* darbietet: *Die Schlacht an der Yser und bei Ypern im Herbst 1914* von Otto Schwink blieb für viele Jahre die historiographische Darstellung, die als «Quelle» am meisten benutzt wurde. Die Arbeit von Schwink ist ebenso detailreich wie operationsgeschichtlich orientiert, aber für (damalige) Laien geschrieben. Die einzelnen Phasen der «Schlacht an der Yser und bei Ypern» werden genauestens beschrieben - «Langemarck» aber wird (genau wie später im großen Generalstabswerk) nur ganz beiläufig und eher pflichtschuldig erwähnt: «Ganz besonders erbittert hatte die Schlacht beim verstärkten III. Reserve-Corps beiderseits Langemarck getobt. Bereits den ganzen 9. November über und während der darauffolgenden Nacht hatten dort die Franzosen heftig angegriffen; sie waren restlos abgewiesen worden. [...] Noch im Morgengrauen riefen die Signalhörner die bereitgestellten Truppen zum Angriff. Auf dem rechten Flügel stieß die 44. Reserve-Division bis dicht vor Het Sas durch; 14 Offiziere und 1154 Mann wurden gefangen genommen. Der Heeresbericht sagt von diesem Vorgehen: <Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang: Deutschland, Deutschland, über alles> gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie [...]. Gegen diesen Ort [Langemarck] stürmte in altbewährter Tapferkeit von Norden und Osten her die 6. Reserve-Division an, ohne jedoch den Ort nehmen zu können.»¹⁰

Das ist alles, und bewußt wenig! In der folgenden zusammenfassenden Betrachtung erfährt man auch, warum. Schwink schreibt für (und aus der Perspektive) einer Truppe, die noch - 1917! - mitten im erbittertsten und erfrorensten Stellungskrieg involviert ist, die die mit «Hurra» stürmende Jugend von «Langemarck» vielleicht noch als fernes Ideal, jedoch keineswegs als handlungsleitendes Exemplum sehen kann und darf. Stürmt man 1917 über ein Feld, ist man auf jeden Fall tot und wird nichts eingenommen haben. Deshalb ist die Didaktik dieser Darstellung so, daß sie dem neuen Frontkämpfer, wie ihn Verdun und die Somme geschaffen haben (und der das militaristische Ideal Jüngerschen Zuschnitts verkörpert) kommensurabel bleibt: «Der 11. November hatte im großen und ganzen einen schönen Erfolg gebracht. Eine Reihe glänzender Waffentaten [...], setzte uns in den unbestrittenen Besitz von Stellungen, von denen aus jede Ansammlung des Feindes um Ypern erkannt und schnell bekämpft werden konnte. Zum Durchbruch der feindlichen Linie war es nicht gekommen. Die zahlenmäßige Überlegenheit des Feindes wie auch ganz besonders die Stärke der gegnerischen Stellungen hatten unseren Stoß abgefangen. [...] Man ging nun auf der ganzen Front der 4. und 6. Armee endgültig zum Sappenangriff über [...]. Es gelang daher unserer tapferen 4. Armee jetzt, ihre Stellungen mehr und mehr auszubauen und durch Drahthindernisse zu schützen.»¹¹

Und in der folgenden «Schlußbetrachtung» wird die Abwiegung der Langemarck-Stürmer nochmals deutlich: «Die Waffenwirkung zwang beide Gegner, in tiefen Gräben und hinter Schutzwehren Deckung zu suchen. Je stärker die herbeigeschafften Kampfmittel wurden, desto tiefer gingen die künstlichen Höhlen in die Erde - wenn es das Grundwasser gestattete. Es lag dem deutschen Sinne zunächst wenig, sich nur zu verteidigen. Die Erziehung zum Angriff hatte im Frieden die Ausbildung des deutschen Soldaten beherrscht; für den *Angriff* waren auch die Kriegsfreiwilligencorps während der kurzen Wochen geschult worden [...]. Aber das hohe Pflichtbewußtsein des Einzelnen ließ unsere Tapferen sich auch in den entsagungsvollen Verteidigungskrieg finden, der bei dem dauernd schlechten Herbst- und Winterwetter in dem wasserdurchsetzten Gelände von besonderer Härte war. Gleichwohl: Ein deutscher Sieg war diese erste Schlacht bei Ypern; denn die feindliche Absicht, unserer kämpfenden Westfront in den Rücken zu fallen, [... war] endgültig gescheitert. [...] Freilich gelang auch uns der entscheidende Durchbruch nicht; der Traum, den Westfeldzug im Jahre 1914 noch glücklich zu beenden, sank ins Grab.»¹²

Wenig später schließt Schwink sein Buch mit der verzweifelten und durchaus doppeldeutigen Mahnung, die Erfahrungen des Flandern-Feldzuges für den immer noch tobenden Krieg produktiv zu bewahren: «[...] der Glaube an die gerechte Sache des deutschen Volkes [hat] die Herzen unserer Streiter in Flandern gestählt. In <Sumpf und Blut erstickt> sind alle englischen Bemühungen, uns Flandern wieder zu entreißen. Der Kampf im Jahre 1917 war vielleicht härter als der in den wilden Herbsttagen des Jahres 1914. Das Ziel für uns war dasselbe wie damals: Der Feind soll von unserer Heimat ferngehalten werden [...]. Wer will zweifeln, daß ein Volk, dessen Söhne so zu kämpfen wissen, siegen *muß*! Hoffen wir nur, daß die Blutsaat von Flandern für unser deutsches Vaterland reiche und schöne Früchte bringt! Es wäre der schönste Dank an uns Flandern-Kämpfer!»¹³

Im Jahre 1925 hat dann Werner Beumelburg, «Verdun»-Schriftsteller in der extremen Form des «soldatischen Nationalismus» (W. Prüm) und später einer der hauptsächlichen Autoren der Nazi-Kriegserinnerung und -«Wehrhaftmachung», den Gegenpol zur distanzierenden Nüchternheit eines Schwink gesetzt. In der ebenfalls vom Reichsarchiv betreuten und immens populären Reihe der *Schlachten des Weltkrieges* legte er den Band *Ypern 1914* vor, der an schwülstiger Penetranz und banalster Weihestimmung unüberbietbar ist. Das Buch versteht sich als Denkmal für die Langemarck-Kämpfer - kaum einmal hat deutsche Sprache so im Totenhain gerauscht. In seinem Vorwort erklärt G. Soldan, Herausgeber der Reihe und selber bekannter Kriegsanalytiker, leicht entschuldigend, daß bei Beumelburg «das rein militärisch-taktische Element gegenüber einer Darstellung der persönlichen ungeheuren Erlebniswucht der Mitkämpfer bewußt etwas in den Hintergrund tritt». Mit «Einsatz» beginnt Beumelburgs Text, und das folgende Zitat stehe hier pars pro toto: «Zweiundzwanzig Tage lang währte die mörderische Schlacht an der Yser und um Ypern. Die Blüte der deutschen Jugend ward hingemäht vom flandrischen Tod. Singend sanken ganze Kompanien zu Boden und neue traten an ihre Stelle. In zwei Gliedern marschierten sie mit gefälltem Seitengewehr gegen feuerspeiende Hügelketten und knatternde Heckenreihen und stürzten, den letzten Treuschwur für ihr Vaterland auf den Lippen, hin in die sumpfigen Gräben der flandrischen Wiesen, um nie wieder sich zu erheben [...]. Zum letzten Mal vollzieht sich der Kampf in jenen blutrünstigen Formen des Mittelalters und des Altertums. Zum letzten Mal stürmt die Jugend Deutschlands wie die Grenadiere Friedrichs des Großen und die Musketiere des alten Blücher, jeden Schutz verachtend, den Damm der Leiber hinwerfend in blutiger Verschwendung vor die Grenzen des Vaterlandes ... Der deutschen Jugend ist dies Buch geschrieben. Der Jugend, die heranwächst in der bittersten Schmach ihres Vaterlandes ... Niemals ist eine Armee von solch herrlichem Geiste beseelt gewesen. Nie war der Wille zum Sieg stärker denn damals [...]. Und in den grauenvollsten Stunden der Schlacht, als der Tod sie in ganzen Kolonnen abführte und die flandrischen Kanäle sich rot färbten vom Blut, als der Feind immer neue Reihen in das Gefecht schleuderte und den Eisenhagel seiner Geschütze in die gedrängten Bataillone warf, als glutrot der Brand der Dörfer lohte und die dumpfe Ohnmacht der Verzweiflung über das niedergemähte Feld kroch: Da erschallte jener Gesang, der die brechenden Augen der Sterbenden noch einmal aufleuchten ließ und die Lebenden vorwärts riß im übermenschlichen Antrieb, der den Lärm der Schlacht durchbrüllte und die Schar der Todgeweihten hoch hinaus hob über alles Menschliche: Deutschland, Deutschland, über alles ... >».

Der deutschen Jugend ist dies Buch geschrieben, damit sie derer gedenke, die mit diesem Lied auf den Lippen starben und bereitwillig ihre jungen Leiber als heilige Einsatz für die Zukunft des Reiches hingaben [...].»¹⁴

Die Diskrepanz zwischen den beiden «offiziösen» Darstellungen von Schwink und Beumelburg könnte größer nicht sein. Nüchternheit und distanzierte Anerkennung aus der Perspektive des erfahrenen «Frontsoldaten» einerseits; Pathos und Hypostase des Ereignisses in der einfältigsten Emphase andererseits. Diese Polarität bezeichnet die gesamte Spannung, unter der die Erinnerung an Langemarck in den zwanziger und in den dreißiger Jahren stehen bleiben sollte.

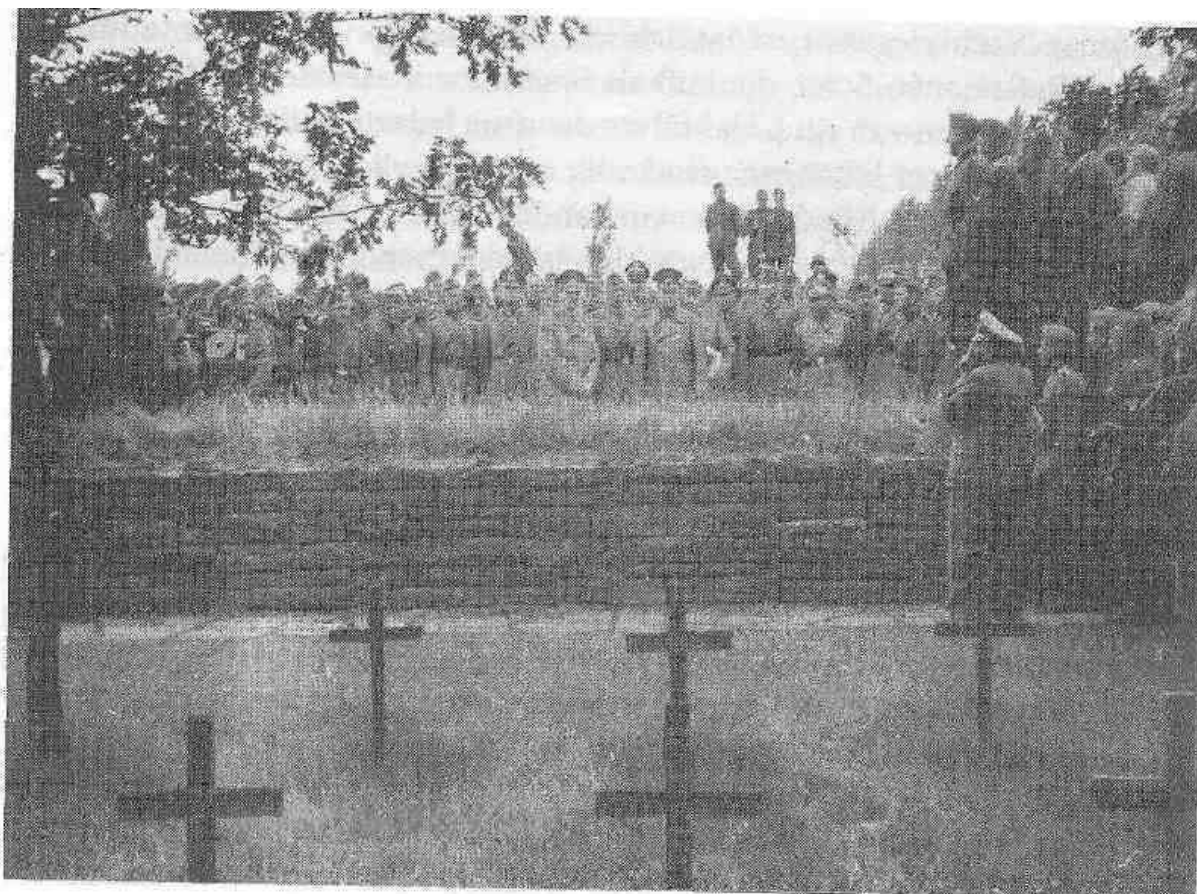
7. «Mit uns zieht die alte Zeit...»

So wie die gesamte deutsche Kriegserzählung verschwand auch «Langemarck» in den Jahren nach 1918 durch das Trauma der Niederlage zunächst stark aus dem öffentlichen Interesse. Schauwecker, Ernst Jünger und andere Soldaten, die das «Kriegserlebnis» schilderten, fanden noch keine große öffentliche Aufmerksamkeit - die ersten Auflagen von Jüngers *In Stahlgewittern* aus den Jahren 1920 bis 1922 sind deshalb heute äußerst rar. Eine kurze Welle des Interesses anlässlich der

Zehnjahreserinnerung an den Kriegsausbruch von 1914 blieb Episode. In diesen Jahren blieb die Langemarck-Erinnerung weitgehend beschränkt auf Elemente der Jugendbewegung vor allem an den Universitäten. 1923 und 1924 fanden «Langemarck-Feiern» der Bündischen Jugend auf dem Heidelberg in der Rhön statt, wobei interessanterweise relativ friedfertige Lehren aus dem Ereignis gezogen wurden: 1924 betonte Rudolf G. Binding - einer der bekanntesten Kriegsdichter - in einem Bericht über diese Feiern, daß die heutige Jugend der Jugend von Langemarck verpflichtet sei, jenseits der politischen Auseinandersetzung um «Krieg und Nie-wiederkrieg» dem «höheren, ungeschriebenen Gesetz» der Treue zum Vaterland zu dienen. 1923 gar stellte Friedrich Kreppel als Hauptredner der Feiern den Sinn der Aktion in Frage und sprach in aller Bewunderung für das Opfer von «bitterer Scham». Als extrem kritisch müssen viele Zeitgenossen die Anklage der militärischen Führung empfunden haben: «Ihr Offiziere von Langemarck - wo war Euer Kopf, als ihr den Sturm nicht hindertet? Wo sind Eure Pistolen gewesen, daß ihr nicht den Ersten niedergeschossen habt, der zum sinnlosen Opfersturm hätte vorgehen wollen?» Die Langemarck-Erinnerung jener Nachkriegszeit ist tatsächlich dominiert gewesen von (zum Teil bitteren) Reflexionen derer, die nun als Studenten in demselben Alter waren wie die Freiwilligen von 1914. Das führte dann auch dazu, daß der Langemarck-Topos Ende der 20er Jahre ganz eindeutig mit bürgerlicher Jugendbewegtheit assoziiert blieb. Die «Bündischen» verstanden sich als verantwortliche Erben der «Jugend von Langemarck» bzw. der «studentischen Regimenter».

1928, anläßlich des zehnten Jahrestags des Kriegsendes und der zunehmenden sozialen und politischen Polarisierung in Deutschland, durchbrach die Kriegserinnerung wie eine Flut alle Deiche, die das traumatische Schweigen aufgerichtet hatte. Die ungeheure Konjunktur der Kriegserzählung ab 1928 brachte auch Langemarck wieder ins Zentrum des öffentlichen Interesses. Und bei den Gedenkfeiern vom November 1928 traten prominent die studentischen bzw. universitären Aktivitäten im Umkreis der Langemarck-Erinnerung in Erscheinung. Der 19. November 1928 wurde als «Langemarck-Tag» der deutschen Studentenschaft etabliert. In den Festansprachen etwa des Münchener Rektors Oswald Bumke wurde dementsprechend die studentische Tradition der Opferbereitschaft für das Vaterland hervorgehoben. Ähnlich -wenngleich nationalistischer - klang die an den deutschen Universitäten verteilte Rede von Hans Schwarz, Rektor der Universität Greifswald, die im übrigen wohl den größten Anteil von NS-Mitgliedern unter den deutschen Universitäten hatte. Bernd Hüppauf hat über diese Manifestationen studentischer Aneignung des Langemarck-Mythos in der späten Weimarer Republik zutreffend bemerkt, daß der «Langemarck-Mythos, so aggressiv und politisch er [uns heute] erscheinen mag [...], in Wirklichkeit eine Fortsetzung der unpolitischen Tradition des deutschen Bürgertums» war und daß die «häufige Beschwörung der Zukunft als der Zeit der heroischen Ideale der Generation von Langemarck und ihrer Erben [...] kaum die politische Leere dieses Anspruchs verbergen» konnte.

War es diese «politische Leere», welche die geradezu bruchlose Überleitung des Langemarck-Gedenkens in den «Kult der toten Helden» (Sabine Behrenbeck) des Nationalsozialismus ermöglichte? Das Verhältnis des Nationalsozialismus zu Langemarck und insbesondere auch Hitlers eigene Position gegenüber den doch eigentlich ganz antipodischen elitären Bürgersöhnen war offensichtlich von einer signifikanten Ambivalenz. Hitler war selber ein «Flandern-Kämpfer» und unendlich stolz auf dieses Kriegserlebnis. An den Auszeichnungen, die er erhalten hatte, «klebt der Schmutz von Frankreich und der Schlamm von Flandern, und mein eigenes Blut dazu», sagte er auf einer NSDAP-Versammlung im Jahre 1922. Und ebenfalls 1922 äußerte er programmatisch, was nach der Machtergreifung im Hinblick auf Langemarck dann schließlich auch inszeniert wurde: «Wie junge Regimenter 1914 in Rändern die Brust den tödlichen Kugeln boten - für Deutschland, ganz allein für Deutschland -, so brauchen wir dieselbe Jugend für die Reinigung unseres Volkes im Innern [...].» Gleichzeitig aber war für Hitler und seine Bewegung



Adolf Hitler auf dem Friedhof von Langemarck

Langemarck Menetekel des alten Systems, Beweis für dessen Versagen vor dem Krieg, Anklage der alten militärischen Führung. Beim Volksgerichtsprozeß nach dem Hitler-Putsch äußerte er sich hierzu sehr deutlich: «Da stehen auf 350000 junge, 17-, 18-, 19jährige Knaben, die einst 1914 hinausgezogen sind und mit dem Deutschland-Lied auf den Lippen in Flandern in den Tod hineingingen. Die stehen auf als Ankläger: Ihr seid die Schuld [sic!], ihr habt uns einst nicht ausbilden lassen, da liegen wir nun in Reihen niedergemäht als Opfer eines Verbrechens.»¹⁵

Gerade die Mehrdeutigkeit Langemarcks als «Verbrechen» und als reines «Opfer» bei gleichzeitiger «politischer Leere» machte eine nahezu beliebige kulturpolitische Besetzung des Themas möglich. Die Nationalsozialisten machten sich das konsequent zunutze und den bürgerlich-studentischen Kult zu dem ihren. Kaum eine andere Nahtstelle zwischen bürgerlicher Gesellschaft und nationalsozialistischer «Revolution» ist so eng wie die gemeinsame Evozierung von Weltkriegsvermächtnis und Aufbau eines neuen «Reiches» aus den Trümmern der Niederlage von 1918, der «Schmach von Versailles» und den Ruinen der verachteten Republik. Tatsächlich haben sich die Tonart des Langemarck-Gedenkens und die emblematischen Inhalte der Feiern und Gedenkreden in den Jahren 1929 bis 1940 nicht signifikant verändert, wie Überblicke über studentische und schulische Inszenierungen des Ereignisses zeigen. Die große Langemarck-Demonstration der deutschen Studentenschaft im Berliner Sportpalast von 1929 soll 15000 Teilnehmer gehabt haben, die Einweihung der seit 1928 unternommenen Umgestaltung des Soldatenfriedhofs in Langemarck durch die Studentenschaft erfolgte im Jahre 1932. Das nach der «Machtergreifung» 1933 herausgegebene *Langemarck-Buch der deutschen Studentenschaft* oder Stellungnahmen von Nazi-Führern wie Göring oder Baldur von Schirach wiesen in dieselbe Richtung. In all diesen Evozierungen des Langemarck-Mythos ist eigentlich nie spezifische NS-Ideologie dominant. Antisemitismus, Anti-Marxismus, Rassenideologie, Blut und Boden oder neue Raumordnung sind in dieses Ereignis nicht einpflanzbar

gewesen. «Langemarck» blieb ein Wort, das mit «Deutschland, Deutschland, über alles» ineins klang, und hierüber konnten sich alle «Patrioten» verständigen. Charakteristisch für diese Struktur der Langemarck-Erinnerung ist auch die Einbringung derselben in den Unterricht, die «Veranschaulichung» durch eine große Menge von Singspielen und theatralischen Inszenierungen im gymnasialen Unterricht der 1930er und 1940er Jahre. Dies war auch eine didaktische Novität, welche aber ohne spezifische NS-Inhalte auskam. Die nationalsozialistischen Pädagogen und Kulturbürokraten haben anscheinend auch darauf geachtet, der Langemarck-Erinnerung die ideologische Brückenfunktion zu belassen, die man brauchte, um wirklich die ganze Jugend für sich einnehmen zu können. So wurde bereits 1933 in den «Hamburger Richtlinien» der NS-Schulpolitik «Langemarck» als deutsche Entsprechung zum englischen oder französischen Kult des «unbekannten Soldaten» eingesetzt. Dies war um so leichter assoziierbar, als Adolf Hitler sich immer als Prototyp des «unbekannten Soldaten» und gleichzeitig als Flandern-Kämpfer verstanden und profiliert hatte. Langemarck behielt auch in der NS-Schulpolitik durchgehend seinen Charakter als Symbol für das heldische Jugendopfer und den Geist der Freiwilligkeit und der Hingabe für Deutschland. Insofern laufen die oft antithetischen Interpretationen des Verhältnisses zwischen dem Nationalsozialismus und dem Langemarck-Mythos doch auf ein und dasselbe hinaus: Sicherlich ist es richtig, daß die klassenspezifische und traditionalistische Kulturauffassung, die der Mythos weitertrug, einer spezifischen NS-Ideologisierung entgegenstand. Auf der anderen Seite waren diese Inhalte traditionell schon so wenig spezifisch, im Grunde doch nicht allein «studentisch», sondern das gemeinsame Opfer der «Jugend» aller Klassen für das Vaterland betonend, daß jegliche nationale Exuberanz, also auch die nationalsozialistische Variante, mit ihr harmonisieren konnte. Die Kraft des Langemarck-Mythos lag allein in der Verbindung von Jugend, Opfer und Nation. Das war traditionell und konnte gleichzeitig modern bleiben, solange Einigkeit darüber bestand, daß es allen um «Deutschland, Deutschland, über alles» gehe. Als mit den Nazi-Verbrechen und der Zerstörung Deutschlands dieses Paradigma verschwunden war, konnte demnach auch der Langemarck-Mythos kein «deutscher Erinnerungsort» mehr bleiben.

Anmerkungen

- 1 Adolf Hitler, Mein Kampf, München 1936 (197. Aufl.), S.180f.
- 2 Zit. n. Philipp Witkop (Hrsg.), Kriegsbriefe gefallener Studenten, München '1928, S. 16.
- 3 Der Weltkrieg 1914-1918, bearb. im Reichsarchiv, Bd. 6: Der Herbst-Feldzug 1914, Berlin 1929, S. 16.
- 4 Ebd., S. 24 f.
- 5 Amtliche Kriegsdepeschen, nach Berichten des Wolff sehen Telegr.-Bureaus, Bd. 1 (1915), S. 217.
- 6 Der Weltkrieg 1914-1918, bearb. im Reichsarchiv, Bd. 5 (wie Anm. 3), S. 306.
- 7 Zit. n. Trevor Wilson, The Myriad Faces of War, Cambridge 1988, S. 48.
- 8 Zit. n. Herbert Lehnert, Langemarck - historisch und symbolisch, in: Orbis Litterarum 42 (1987), S. 271-290, hier S. 280f.
- 9 Hermann Stegemann, Geschichte des Krieges, Bd. 2, Berlin 1917, S. 145.
- 10 Otto Schwink, Die Schlacht an der Yser und bei Ypern im Herbst 1914, Oldenburg 1918, S. 84 f.
- 11 Ebd., S. 92-94.
- 12 Ebd., S. 95 f.
- 13 Ebd., S. 98.
- 14 Werner Beumelburg, Ypern 1914, Oldenburg/Berlin 1925, S. 9-11.
- 15 Alle Hitler-Zitate nach: Eberhard Jäckel (Hrsg.), Hitler. Sämtliche Aufzeichnungen, Stuttgart 1980, S. 625; S. 769; S. 1065; S. 1205.

Literaturhinweise

Susanne Brandt, Vom Kriegsschauplatz zum Gedächtnisraum: Die Westfront 1914-1940, Baden-Baden 2000.

Reinhard Dithmar (Hrsg.), Der Langemarck-Mythos in Dichtung und Unterricht, Berlin 1992.

Bernd Hüppauf, Schlachtenmythen und die Konstruktion des «Neuen Menschen», in: Gerhard Hirschfeld/Gerd Krumeich/Irina Renz (Hrsg.), Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch ... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, Essen 1993.

Uwe K. Ketelsen, «Die Jugend von Langemarck». Ein poetisch-politisches Motiv der Zwischenkriegszeit, in: Thomas Koebner/Rolf-Peter Janz/Frank Trommler (Hrsg.), «Mit uns zieht die neue Zeit». Der Mythos Jugend, Frankfurt/M. 1985, S. 68-96.

Helmut Kopetzky, In den Tod, hurra! Deutsche Jugend-Regimenter im 1. Weltkrieg. Ein historischer Tatsachenbericht über Langemarck, Köln 1981.

Helmut Lehnert, Langemarck - historisch und politisch, in: Orbis Litterarum 42 (1987), S. 271-290.

George L. Mosse, Fallen Soldiers. Reshaping the Memory of the World Wars, New York/Oxford 1990.

Karl Unruh, Langemarck. Legende und Wirklichkeit, Koblenz 1986.

François, Etienne—Schulze, Hagen. *Deutsche Erinnerungsorte III*. München, Beck, 2003. S. 292–309.

Ernst Jünger: *In Stahlgewittern*

LANGEMARCK

Cambrai ist ein verträumtes Städtchen des Artois, an dessen Namen sich manche historische Erinnerung knüpft. Enge, altertümliche Gassen schlingen sich um das mächtige Rathaus, um verwitterte Stadttore und die vielen Kirchen, in deren größter Fénélon predigte. Wuchtige Türme ragen aus einem Gewirr spitzer Giebel hervor. Breite Alleen führen zum gepflegten Stadtpark, den ein Denkmal des Fliegers Blériot ziert.

Die Einwohner sind stille, freundliche Leute, die in den großen, einfach aussehenden und reich ausgestatteten Häusern ein behagliches Dasein führen. Viele Rentiers verbringen hier ihren Lebensabend. Das Städtchen führt mit Recht den Beinamen »La ville des millionnaires«, denn kurz vor dem Kriege zählte man über vierzig Millionäre in ihm.

Der Große Krieg riß das Nest aus seinem Dornröschenschlummer und verwandelte es in einen Brennpunkt riesiger Schlachten. Ein hastiges neues Leben rasselte über das holprige Pflaster und klirrte gegen die kleinen Fenster, hinter denen "ängstliche Gesichter lauerten. Fremde Gesellen tranken die liebevoll gefüllten Keller leer, warfen sich in die mächtigen Mahagonibetten und störten in ständigem Wechsel die beschauliche Ruhe der Privatiers, die nun inmitten der verwandelten Umgebung an den Ecken und Haustüren zusammenstanden und sich mit vorsichtiger Stimme Schauermaßen und sicherste Nachrichten über den nahen Endsieg der Landsleute zuraunten.

Die Mannschaft bezog eine Kaserne, die Offiziere waren in der Rue des Liniers untergebracht. Diese Straße nahm während unserer Anwesenheit das Aussehen eines Studentenviertels an; allgemeine Unterhaltungen aus den Fenstern, nächtliche Gesänge und kleine Abenteuer waren die Dinge, die uns beschäftigten.

Jeden Morgen rückten wir zum Exerzieren auf den großen Platz bei dem später berühmt gewordenen Dorfe Fontaine. Ich hatte einen Dienst nach meinem Sinn, denn Oberst von Oppen hatte mir die Zusammenstellung und Ausbildung eines Sturmtrupps anvertraut. Dazu hatten sich viele Freiwillige gemeldet, unter denen ich die Gefährten der Späh- und Streifgänge bevorzugte. Da es sich um neue Formen handelte, entwarf ich selbst das Reglement.

Mein Quartier war behaglich; selten ließen meine Wirte, das freundliche Juweliersehepaar Plancot-Bourlon, mich mittags essen, ohne mir irgend etwas Gutes heraufzuschicken. Abends saßen wir bei einer Tasse Tee zusammen, spielten Tricktrack und plauderten. Besonders oft wurde natürlich die schwer zu beantwortende Frage erörtert, warum die Menschen Krieg führen.

Während dieser Stunden gab der gute Monsieur Plancot mancherlei Schwanke der allzeit müßigen und witzigen Bürger Cambrais zum besten, die in Friedenszeiten Straßen, Weinschenken und Wochenmarkt mit schallendem Gelächter erfüllt hatten und mich lebhaft an den köstlichen »Onkel Benjamin« erinnerten.

So hatte einmal ein Schalk an sämtliche Buckligen der Umgebung eine Aufforderung geschickt, sich wegen einer wichtigen Erbschaftsangelegenheit bei einem bestimmten Notar einzufinden. Hinter einem Fenster des gegenüberliegenden Hauses genoß er dann zur festgesetzten Stunde mit einigen Freunden das Schauspiel, siebzehn wütende und lärmende Koblode auf den unglücklichen Notar eindringen zu sehen.

Gut war auch die Geschichte einer alten Schraube, die gegenüber wohnte und sich durch einen seltsam zur Seite verbogenen Schwanenhals auszeichnete. Sie war vor zwanzig Jahren als ein Mädchen bekannt gewesen, das sich durchaus verheiraten wollte. Sechs junge Leute verabredeten sich, und jeder nahm ihr das gern gegebene Versprechen ab, bei ihren Eltern um sie anhalten zu dürfen. Am nächsten Sonntag fuhr eine Riesenkutsche vor, in der die sechs Bewerber saßen, jeder mit einem Blumenstrauß in der Hand. In ihrem Schrecken verschloß die Schöne das Haus und versteckte sich, während die Freier zum Ergötzen der Nachbarschaft auf der Straße tolle Allotria vollführten.

Oder folgendes Histörchen: Auf den Markt kommt ein berüchtigter junger Cambrésien und fragt eine Bauersfrau, auf einen weichen, runden und appetitlich mit grünem Lauch bestreuten Käse zeigend:

»Was kostet dieser Käse hier?«

»Zwanzig Sous, mein Herr!«

Er gibt ihr die zwanzig Sous.

»Der Käse gehört also jetzt mir?«

»Gewiß, mein Herr!«

»Ich kann also mit diesem Käse machen, was ich will?«

»Aber gewiß doch!«

Klatsch! wirft er ihr den Käse ins Gesicht und laßt sie stehen.

Am 25. Juli nahmen wir Abschied von dem lieben Städtchen und fuhren nordwärts nach Flandern. In den Zeitungen hatten wir gelesen, daß dort schon wochenlang ein Artilleriekampf tobte, der auch den der Sommeschlacht noch übertraf, wenn nicht an absoluter Dichte wie bei Guillemont und Combles, so doch an Weiträumigkeit.

In Staden wurden wir unter fernem Kanonendonner ausgeladen und marschierten durch die ungewohnte Landschaft, dem Ohndanklager zu. Rechts und links von der schnurgeraden Heerstraße grünt fruchtbare, beetartig erhöhte Felder und saftige, von Hecken besäumte Wiesen. Weit verstreut lagen saubere Bauernhöfe mit niederen Stroh- oder Ziegeldächern, an deren Mauern Bündel von Tabakblättern zum Trocknen aufgehängt waren. Die des Weges kommenden Landleute waren von flämischem Schlag und unterhielten sich in derber, heimatlich anmutender Sprache. Wir verbrachten den Nachmittag in den Gärten von Einzelgehöften, der Sicht der feindlichen Flieger entzogen. Ab und zu sausten mit weit herkommendem Gurgeln gewaltige Granaten von Schiffsgeschützen über unsere Köpfe hinweg und schlugen in der Nähe ein. Eine fuhr in einen der zahlreichen kleinen Bäche und tötete einige Leute vom Regiment 91, die dort badeten.

Gegen Abend mußte ich mit einem Vorkommando zur Stellung des Bereitschaftsbataillons abrücken, um die Ablösung vorzubereiten. Wir gingen durch den Houthulster Wald und das Dorf Kokuit zum Reservebataillon und wurden auf diesem Wege durch schwere Granaten einige Male »aus dem Schritt gebracht«. In der Dunkelheit hörte ich die Stimme eines mit unseren Sitten noch unvertrauten Rekruten: »Der Leutnant legt sich ja nie hin.«

»Der weiß Bescheid«, wurde er durch einen vom Sturmtrupp belehrt. »Wenn eine richtig kommt, ist er der erste, der liegt.«

Wir nahmen nur noch Deckung, wenn es nötig war, dann aber plötzlich. Den Grad der Notwendigkeit kann allerdings nur der Erfahrene beurteilen, der den Endpunkt der Geschosbahn schon im Gefühl hat, ehe der Neuling noch das leichte, ankündigende Flattern vernimmt. Um besser hören zu können, tauschte ich im gefährdeten Bereich den Stahlhelm gegen die Feldmütze.

Unsere Führer, die ihrer Sache nicht ganz sicher schienen, wanden sich durch einen endlos langen Schachtelgraben vor. So nennt man Gänge, die des Grundwassers wegen nicht tief gebaut, sondern mit Sandsäcken und Faschinen auf dem gewachsenen Boden errichtet sind. Dann streiften wir einen unheimlich zerflederten Wald, aus dem, wie die Führer erzählten, vor einigen Tagen ein Regimentsstab durch die Kleinigkeit von tausend Vierundzwanzig-Zentimeter-Granaten vertrieben war. »Hier scheint es ja großzügig zuzugehen«, dachte ich mir dabei.

Nachdem wir kreuz und quer durch dichtes Unterholz geirrt waren, standen wir ratlos, von unseren Führern verlassen, auf einem schilfbewachsenen Stück Erde, von moorigen Sümpfen eingefäßt, auf deren schwarzen Spiegeln sich das Mondlicht brach. Granaten fuhren in den weichen Boden, und hochgeschleuderter Schlamm klatschte plätschernd herab. Endlich kam der unglückliche Führer, auf den sich unsere Wut verdichtete, zurück und gab an, den Weg gefunden zu haben. Er führte uns jedoch wieder irre, bis zu einem Sanitätsunterstand, über dem in regelmäßigen, ganz kurzen Abständen zwei Schrapnells zerpufften, deren Kugeln und Hohlbläser durch die Äste prasselten. Der diensthabende Arzt stellte uns einen vernünftigen Mann, der uns zur Mäuseburg, dem Sitze des Bereitschaftskommandeurs, geleitete.

Ich begab mich gleich weiter zu der Kompanie des Regiments 225, die von unserer Zweiten abgelöst werden sollte, und fand nach langem Suchen im Trichtergelände einige zerfallene Häuser, die innen unauffällig mit Eisenbeton ausgefüttert waren. Das eine war am Tage vorher durch einen schweren Treffer eingedrückt und die Besatzung durch die niederkrachende Dachplatte wie in einer Mausefalle zerquetscht worden.

Für den Rest der Nacht zwängte ich mich in den überfüllten Betonklotz des Kompanieführers, eines biedereren Frontschweins, das sich mit seinem Burschen die Zeit mittels einer Schnapsflasche und einer großen Dose Pökelfleisch vertrieb und öfters innehielt, um kopfschüttelnd dem ständig wachsenden Artilleriefeuer zu lauschen. Dann pflegte er die schönen Zeiten in Rußland zu beseufzen und fluchte über die Auspumpung seines Regiments. Endlich fielen mir die Augen zu.

Der Schlaf war schwer und beklommen; die in der undurchdringlichen Dunkelheit rings um das Haus niederfallenden Brisanzgeschosse riefen inmitten der toten Landschaft ein unsägliches Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit hervor. Ich schmiegte mich unwillkürlich an einen Mann, der neben mir auf der Pritsche lag. Einmal wurde ich durch einen starken Stoß in die Höhe geschreckt. Wir leuchteten die Wände ab, um zu untersuchen, ob das Haus durchlöchert sei.

Es stellte sich heraus, daß eine leichte Granate an der Außenwand zersplittert war.

Den nächsten Nachmittag verbrachte ich beim Bataillonskommandeur auf der Mäuseburg. In rastloser Folge schlugen neben der Befehlsstelle Fünfzehn-Zentimeter-Granaten ein, während der Rittmeister mit seinem Adjutanten und dem Ordonnanzoffizier einen endlosen Skat spielte und eine Seltersflasche voll Fusel kreisen ließ. Manchmal legte er die Karten hin, um einen Melder abzufertigen, oder knüpfte mit sorgenvoller Miene ein Gespräch über die Bombensicherheit unseres Betonklotzes an. Trotz seinen eifrigen Gegenreden überzeugten wir ihn, daß wir einem Treffer von oben nicht gewachsen wären.

Am Abend entbrannte das allgemeine Feuer zu rasender Heftigkeit. Vorn stiegen in unaufhörlicher Folge bunte Leuchtkugeln hoch. Staubbedeckte Läufer brachten die Meldung, daß der Feind angreife. Nach wochenlangem Trommeln brach der Infanteriekampf an. Wir kamen also gerade zurecht.

Zum Stande des Kompanieführers zurückgekehrt, wartete ich auf das Eintreffen der zweiten Kompanie, die um vier Uhr morgens während eines lebhaften Feuerüberfalls erschien. Ich übernahm meinen Zug und führte ihn an seinen Platz, einen von den Trümmern eines vernichteten Hauses bedeckten Betonbau, der inmitten eines riesigen Trichterfeldes von grauenhafter Wüstheit lag.

Um sechs Uhr morgens lichtete sich der dichte flandrische Nebel und gab uns einen Ausblick auf unsere schaurige Umgebung frei. Gleich darauf erschien, dicht über dem Erdboden hängend, ein Schwärm feindlicher Flieger und durchforschte, Sirenensignale abgebend, das zerstampfte Gelände, während versprengt umherirrende Infanteristen sich in Granatlöchern zu verbergen suchten.

Eine halbe Stunde später setzte ein Feuerüberfall ein, der unsere Zufluchtsinsel einem taifungepeitschten Meere gleich umbrandete. Der Wald von Einschlägen um uns verdichtete sich zu einer wirbelnden Wand. Wir hockten zusammen und erwarteten jeden Augenblick den schmetternden Treffer, der uns samt den Betonblöcken spurlos hinwegfegen und unseren Aufenthalt der Trichterwüste gleichmachen mußte.

Unter solchen gewaltigen Feuerstößen, auf die wir uns in längeren Pausen vorbereiten konnten, verging der Tag.

Am Abend erschien ein erschöpfter Gefechtsläufer und übergab mir einen Befehl, dem ich entnahm, daß die erste, dritte und vierte Kompanie um 10.50 Uhr zum Gegenstoß antreten, die zweite ihre Ablösung erwarten und in die vordere Linie einschwärmen sollte. Um den nächsten Stunden gekräftigt entgegensehen zu können, legte ich mich nieder, nicht ahnend, daß mein Bruder Fritz, den ich noch in Hannover währte, mit einer Gruppe der dritten Kompanie durch den Feuerorkan dicht an meiner Hütte vorbei zum Sturm voreilte.

Mein Schlaf wurde lange durch das Jammern eines Verwundeten gestört, den zwei im Trichterfelde verirrte Sachsen, die völlig erschöpft eingeschlafen waren, bei uns niedergelegt hatten. Als sie am nächsten Morgen erwachten, war ihr Kamerad tot. Sie trugen ihn in das nächste Granatloch, überdeckten ihn mit ein paar Schaufeln Erde und entfernten sich, eins der unzähligen einsamen und unbekanntenen Gräber dieses Krieges zurücklassend.

Ich erwachte erst um elf Uhr aus tiefem Schlummer, wusch mich in meinem Stahlhelm und schickte nach Befehlen zum Kompanieführer, der zu meinem Erstaunen abgerückt war, ohne uns auch nur zu benachrichtigen. So geht es im Kriege zu; man erlebt Versäumnisse, von denen man auf den Manöverfeldern nicht einmal zu träumen wagt.

Während ich noch fluchend auf meiner Pritsche saß und überlegte, was ich tun sollte, erschien ein Gefechtsläufer vom Bataillon und brachte mir den Befehl, sofort die achte Kompanie zu übernehmen.

Ich erfuhr, daß der Gegenangriff des ersten Bataillons in der vorigen Nacht unter starken Verlusten zusammengebrochen war und daß die Reste in einem vor uns liegenden Wäldchen, dem Dobschützwald, und rechts und links davon sich verteidigten. Die achte Kompanie hatte den Auftrag gehabt, zur Verstärkung in das Wäldchen einzuschwärmen, war jedoch im Zwischengelände unter starken Verlusten im Sperrfeuer zerstoßen. Da auch ihr Führer, Oberleutnant Büdingen, verwundet war, sollte ich sie erneut vorführen.

Nachdem ich mich von meinem verwaisten Zuge verabschiedet hatte, machte ich mich mit dem Läufer auf den Weg quer durch die schrapnellbestreute Einöde. Eine verzweifelte Stimme hielt unseren gebückten Lauf für einen Augenblick an. In der Ferne winkte eine halb aus einem Trichter ragende Gestalt mit blutendem Armstumpfe. Wir wiesen auf die von uns verlassene Hütte und hasteten weiter.

Ich fand die Achte als ein entmutigtes, hinter einer Reihe von Betonklötzen hockendes Häuflein vor.

»Zugführer!«

Es erschienen drei Unteroffiziere, die ein zweites Vorgehen gegen den Dobschützwald für unmöglich erklärten. In der Tat standen die schweren Einschläge vor uns wie eine feurige Wand. Ich ließ die Züge zunächst hinter drei Betonklötzen sammeln; jeder zählte noch ungefähr fünfzehn bis zwanzig Mann. In diesem Augenblick griff das Feuer auch auf uns herüber. Eine unbeschreibliche Verwirrung entstand. Am linken Betonklotz flog eine ganze Gruppe in die Luft, der rechte bekam einen Volltreffer und begrub unter seinen tonnenschweren Trümmern den Oberleutnant Büdingen, der dort noch immer mit seiner Verwundung lag. Wir waren wie in einem Mörser, in den unaufhörlich schwere Stöße niederfuhren. Leichenblasse Gesichter starrten sich an, wieder und wieder erscholl der Aufschrei von Getroffenen.

Nun war es wohl gleichgültig, ob wir liegen blieben, nach hinten ausrissen oder nach vorn. Ich befahl also, mir zu folgen, und sprang mitten ins Feuer hinein. Schon nach ein paar Sätzen überschüttete mich eine Granate mit Erde und schleuderte mich in den nächsten Trichter zurück. Es war kaum erklärlich, daß ich nicht getroffen wurde, denn die Einschläge standen so dicht, daß sie den Helm und die Schultern zu berühren schienen, und sie wühlten wie große Tiere den

Boden unter den Füßen auf. Daß ich sie durchheilte, ohne gestreift zu werden, lag wohl nur daran, daß der vielfach aufgepflügte Boden die Geschosse tief einschluckte, ehe sein Widerstand sie zündete. So fuhren ihre Kegel nicht wie breite Gebüsche, sondern steil wie lanzenförmige Pappeln hoch. Andere warfen nur eine Glocke auf. Auch merkte ich bald, daß die Wut des Feuers weiter vorn sich verringerte. Nachdem ich mich aus dem Schlimmsten herausgearbeitet hatte, sah ich mich um. Das Gelände war menschenleer.

Endlich tauchten zwei Mann aus Rauch- und Staubwolken auf, dann noch einer, dann wieder zwei. Mit diesen Fünfen erreichte ich glücklich mein Ziel.

In einem halb zerschmetterten Betonklotz saßen Leutnant Sandvoß, Führer der dritten Kompanie, und der kleine Schultz mit drei schweren Maschinengewehren. Ich wurde mit lautem Hallo und einem Schluck Kognak empfangen, dann erklärten sie mir die Lage, die sehr wenig angenehm war. Dicht vor uns saß der Engländer, rechts und links war kein Anschluß mehr. Wir stellten fest, daß diese Ecke nur für ganz alte, im Pulverdampf ergraute Krieger sei.

Unvermittelt fragte mich Sandvoß, ob ich etwas von meinem Bruder gehört hätte. Man wird sich meine Sorge vorstellen können, als ich erfuhr, daß er den nächtlichen Sturm mitgemacht hatte und vermißt wurde. Er war meinem Herzen der Nächste; das Gefühl eines unersetzlichen Verlustes tat sich vor mir auf.

Gleich darauf kam ein Mann und teilte mir mit, daß mein Bruder verwundet in einem nahen Unterstand liege. Er zeigte dabei auf ein wüstes, von entwurzelten Bäumen bedecktes Blockhaus, das bereits von den Verteidigern verlassen war. Ich eilte über eine Lichtung, die unter gezieltem Gewehrfeuer lag, und trat ein. Welch ein Wiedersehen! Mein Bruder lag in einem von Leichengeruch erfüllten Raum inmitten einer Menge ächzender Schwerverwundeter. Ich fand ihn in einer traurigen Verfassung vor. Beim Sturm hatten ihn zwei Schrapnellkugeln getroffen, die eine hatte die Lunge durchschlagen, die andere das rechte Oberarmgelenk zerschmettert. Das Fieber glänzte ihm aus den Augen; eine geöffnete Gasmaske hing auf seiner Brust. Er konnte nur mit Mühe sich bewegen, sprechen und atmen. Wir drückten uns die Hand und berichteten.

Es war mir klar, daß er nicht an diesem Ort bleiben durfte, denn jeden Augenblick konnte der Engländer stürmen oder eine Granate dem schwerbeschädigten Betonklotz den Rest geben. Der beste Bruderdienst war, ihn sofort zurückzuschaffen. Obwohl Sandvoß sich gegen jede Schwächung unserer Kampfkraft sträubte, gab ich den fünf mit mir gekommenen Leuten den Auftrag, Fritz zum Sanitätsunterstand »Kolumbusei« zu tragen und von dort Leute zur Bergung der anderen Verwundeten mitzubringen. Wir knüpften ihn in eine Zeltbahn und

steckten eine lange Stange hindurch, dann nahmen ihn zwei Mann auf die Schulter. Noch ein Händedruck, und der traurige Zug setzte sich in Bewegung.

Ich verfolgte mit meinen Blicken die schwankende Last, die sich durch einen Wald von kirchturmhohen Granatsäulen wand. Bei jedem Einschlag zuckte ich zusammen, bis der kleine Zug im Dunst des Gefechtes verschwunden war. Ich fühlte mich zugleich als Vertreter der Mutter und ihr für das Schicksal des Bruders verantwortlich.

Nachdem ich aus den Trichtern am vorderen Waldrande noch etwas mit den langsam vordringenden Engländern geplänkelt hatte, verbrachte ich die Nacht mit meiner Mannschaft, die sich inzwischen vermehrt hatte, und einer Maschinengewehrbedienung zwischen den Trümmern des Betonklotzes. Unaufhörlich schlugen in die Nähe Brisanzgranaten von ganz außergewöhnlicher Wucht, von denen mich am Abend eine um ein Haar getötet hätte. Gegen Morgen ratterte plötzlich der Maschinengewehrschütze los, da sich dunkle Gestalten näherten. Es war eine Verbindungspatrouille des Infanterieregiments 76, von der er einen Mann niederstreckte. Derartige Irrtümer kamen in diesen Tagen häufig vor, ohne daß man lange darüber grübelte.

Um sechs Uhr morgens wurden wir durch Teile der Neunten abgelöst, die mir den Befehl überbrachten, in der Rattenburg Kampfstellung zu beziehen. Auf dem Wege dorthin wurde mir noch ein Fahnenjunker durch Schrapnellschuß kampfunfähig gemacht.

Die Rattenburg enthüllte sich uns als ein zerschossenes, mit Betonquadern ausgemauertes Haus hart an dem sumpfigen Bett des Steenbaches. Der Name war gut gewählt. Ziemlich zermürbt hielten wir unseren Einzug und warfen uns auf die strohbedeckten Pritschen, bis uns ein reichliches Mittagessen und die ermunternde Pfeife Tabak hinterher wieder etwas auf die Beine brachten.

In den frühen Nachmittagsstunden setzte eine Beschießung mit schweren und schwersten Kalibern ein. Von sechs bis acht Uhr jagte eine Explosion die andere; oft wurde der Bau durch die ekelhaften Stöße in der Nähe einschlagender Blindgänger erschüttert und drohte einzustürzen. Während dieser Zeit wurden die üblichen Gespräche über die Sicherheit unserer Unterkunft geführt. Wir hielten die Betondecke für ziemlich zuverlässig; da die Burg aber hart am steilen Bachufer stand, hegten wir die Befürchtung, durch ein schweres Flachbahngeschoß unterminiert und mit den Betonblöcken zusammen in den Bachgrund geworfen zu werden.

Als das Feuer gegen Abend verebbte, pirschte ich mich über eine Höhe, die von einem schwirrenden Netz von Schrapnellkugeln überzogen war, zum Sanitätsunterstand »Kolumbusei«, um mich bei dem Arzt, der gerade das grauenhaft zugerichtete Bein eines Sterbenden untersuchte, nach meinem Bruder zu erkundigen. Voll Freude hörte ich, daß er in verhältnismäßig guter Verfassung zurückgeschafft worden sei.

Zu später Stunde erschienen die Essenträger und brachten der kleinen, auf zwanzig Mann zusammengeschmolzenen Kompanie warme Suppe, Büchsenfleisch, Kaffee, Brot, Tabak und Schnaps. Wir aßen kräftig und ließen die Flasche mit »Achtundneunzigprozentigem« rundgehen. Dann gaben wir uns dem Schläfe hin, der durch aus dem Bachgrund aufsteigende Mückenschwärme, Granaten und zeitweilige Gasbeschießungen reichlich gestört wurde. Nach dieser unruhigen Nacht schlief ich so tief, daß meine Leute mich wecken mußten, als ihnen am Morgen die Steigerung des Feuers bedenklich zu werden begann. Sie berichteten, daß von vorn schon Versprengte zurückkämen mit der Angabe, die vordere Linie sei geräumt und der Gegner im Vordringen.

Nach dem alten Soldatengrundsatz: »Gut gefrühstückt hält Leib und Seele zusammen«, stärkte ich mich zunächst, steckte mir eine Pfeife an und sah dann zu, was es draußen gab. Ich hatte nur einen bescheidenen Überblick, denn die Umgebung war in dichten Qualm gehüllt. Das Feuer wurde von Minute zu Minute gewaltiger und erreichte bald jenen Höhepunkt, auf dem die Erregung, keiner weiteren Steigerung fähig, einer fast lustigen

Gleichgültigkeit weicht. Rastlos prasselten Schauer von Erdklumpen auf unser Dach, zweimal wurde das Haus selbst gefaßt. Brandgranaten warfen schwere milchweiße Wolken hoch, aus denen feurige Garben zur Erde rieselten. Ein Stück dieser phosphorigen Masse klatschte auf einen Stein vor meinen Füßen und brannte noch minutenlang. Wir hörten später, daß davon getroffene Leute sich auf der Erde gewälzt hatten, ohne das Feuer löschen zu können. Verzögerungsgeschosse wühlten sich dröhnend in den Boden, flache Erdglocken hochstoßend. Gas- und Nebelschwaden krochen schwerfällig über das Feld. Kurz vor uns ertönte Gewehr- und Maschinengewehrfeuer, ein Zeichen, daß der Feind schon nahe herangekommen sein mußte.

Unten im Steenbachgrunde watete eine Gruppe von Leuten durch den wechselnden Wald hochspritzender Schlammgeiser. Ich erkannte den Bataillonskommandeur, Hauptmann von Brixen, der sich mit verbundenem Arm auf zwei Sanitäter stützte, und eilte zu ihm. Er rief mir hastig zu, daß der Feind im Vordringen sei, und warnte mich vor längerem Verweilen ohne Deckung.

Bald klatschten die ersten Infanteriegeschosse in die umliegenden Trichter oder zerschellten an den Mauerresten. Immer mehr flüchtende Gestalten verschwanden hinter uns im Dunst, während rasendes Gewehrfeuer für die erbitterte Verteidigung der vorn Aushaltenden zeugte.

Die Stunde war da. Es galt, die Rattenburg zu verteidigen, und ich machte den Leuten, von denen einige flau Gesicht zogen, klar, daß an Rückzug nicht zu denken sei. Die Mannschaft wurde hinter Schießscharten verteilt und unser einziges Maschinengewehr in eine Fensteröffnung gestellt. Ein Trichter wurde zum Verbandplatz bestimmt und ein Sanitäter, der gleich reichlich Arbeit fand, hineingesetzt. Auch ich nahm ein herrenloses Gewehr vom Boden auf und hängte einen Gurt Patronen um den Hals.

Da unser Häuflein sehr klein war, versuchte ich, es durch die zahlreichen führungslos umherirrenden Leute zu verstärken. Die meisten folgten willig unseren Zurufen, froh, sich anschließen zu können, während andere weitereilten, nachdem sie einen Augenblick gestutzt und gesehen hatten, daß es bei uns nichts zu holen gab. In solchen Lagen hört jede Rücksicht auf. Ich ließ auf sie anschlagen.

Von den Mündungen der Gewehre magnetisch angezogen, kamen sie langsam näher, obgleich man ihren Mienen ansah, wie ungerne sie uns Gesellschaft leisteten. Es gab Ausflüchte, Palaver, mehr oder minder gütliches Zureden.

»Aber ich habe ja gar kein Gewehr!«

»Dann warten Sie, bis einer totgeschossen wird!«

Während einer letzten, gewaltigen Feuersteigerung, bei der die Trümmer des Hauses mehrere Male getroffen wurden und die Ziegelbrocken hoch aus der Luft auf unsere Stahlhelme klirrten, wurde ich im Blitz eines furchtbaren Schlages zu Boden geworfen. Zum Erstaunen der Mannschaft raffte ich mich unverletzt wieder auf.

Nach diesem mächtigen Schlußwirbel wurde es ruhiger. Das Feuer sprang über uns hinweg und blieb an der Straße Langemarck-Bixchoote stehen. Uns war nicht wohl dabei. Bislang hatten wir den Wald vor Bäumen nicht gesehen; die Gefahr war so gewaltig und vielgestaltig auf uns eingedrungen, daß wir uns nicht mit ihr beschäftigen konnten. Nachdem der Sturm über uns hinweggebraust war, fand jeder Zeit, sich für das zu rüsten, was unvermeidlich kommen mußte.

Und es kam. Die Gewehre vor uns verstummten. Die Verteidiger waren niedergemacht. Aus dem Qualm tauchte eine dichte Schützenlinie auf. Meine Leute schossen, hinter den Trümmern kauend, das Maschinengewehr tackte. Wie weggewischt verschwanden die Angreifer in den Trichtern und fesselten uns durch ihr Feuer. Rechts und links gingen starke Abteilungen vor. Bald waren wir von einem Kranze von Schützen umringt.

Die Lage war aussichtslos; es hatte keinen Sinn, die Mannschaft hinzuopfern. Ich gab Befehl zum Rückzuge. Nun war es schwierig, die in den Feuerkampf verbissenen Leute hochzubekommen.

Eine lange, im Grunde lagernde Rauchwolke ausnutzend, entkamen wir, zum Teil durch Bäche, deren Wasser uns bis über die Hüften ging. Obwohl der Sack fast zugezogen war, schlängelten wir uns behutsam durch. Ich verließ die kleine Feste als letzter, den Leutnant Höhleemann unterstützend, der aus einer schweren Kopfwunde blutete und sich mit einigen Witzen über seine Unbeholfenheit hinwegsetzte.

Beim Überschreiten der Straße stießen wir auf die zweite Kompanie. Kius hatte durch Verwundete von unserer Lage gehört und war, nicht nur aus eigenem Entschluß, sondern auch auf das Drängen seiner Leute hin, angetreten, um uns herauszuhauen.

Das war ohne Befehl geschehen. Es rührte uns und rief einen freudigen Übermut, eine Stimmung, in der man Bäume ausreißen möchte, hervor.

Nach kurzer Beratung beschlossen wir, stehenzubleiben und den Gegner auflaufen zu lassen. Auch hier waren Artilleristen, Lichtsignalisten, Fernsprecher und ähnliche Einzelgänger, die das Gefechtsfeld durchirrten, nur durch Gewalt zu der Einsicht zu bringen, daß unter diesen Umständen auch sie sich mit einem Gewehr in die Schützenlinie zu legen hatten. Mit Bitten, Befehlen und Kolbenstößen schafften wir eine neue Feuerfront.

Dann setzten wir uns in einen angedeuteten Graben und frühstückten. Kius zog seinen unvermeidlichen Apparat hervor und fotografierte. Links vor uns am Ausgang von Langemarck entstand Bewegung. Unsere Leute schossen auf umherlaufende Gestalten, bis ich es verbot. Bald darauf erschien ein Unteroffizier und meldete, daß sich eine Kompanie der Gardefüsiliere an der Straße eingenistet und durch unser Feuer Verluste erlitten habe.

Ich ließ daraufhin unter starkem Gewehrfeuer in ihre Höhe vorgehen. Einige fielen, der Leutnant Bartmer von der zweiten Kompanie wurde schwer verwundet. Kius blieb an meiner Seite, im Vorgehen sein Butterbrot zu Ende essend. Als wir die Straße besetzt hatten, von der das Gelände zum Steenbach abfiel, bemerkten wir, daß die Engländer im Begriff gewesen waren, dasselbe zu tun. Bis auf zwanzig Meter waren die ersten khakifarbenen Gestalten schon heran. Soweit das Auge blicken konnte, war das Vorgelände von Schützenlinien und Reihenkolonnen erfüllt. Auch um die Rattenburg wimmelten sie schon herum.

Sie waren unbekümmert in ihrer Geschäftigkeit. Einer trug eine Rolle auf dem Rücken, von der sich eine Leitung abwickelte. Offenbar waren sie noch kaum beschossen worden und munter im Vorgehen. Wir schoben dem, obwohl sie in gewaltiger Übermacht ankamen, gleich einen Riegel vor. Es wurde lebhaft geschossen, aber auch gezielt. Ich sah einen stämmigen Gefreiten der achten Kompanie mit großer Ruhe sein Gewehr auf einen zersplitterten Baumstumpf legen; mit jedem Schuß fiel ein Angreifer. Die anderen stutzten und begannen im Feuer wie die Hasen hin und her zu springen, während Staubwölkchen zwischen ihnen aufwirbelten. Ein Teil wurde getroffen, die übrigen verkrochen sich in die Granattrichter, um sich dort bis zur Dunkelheit verborgen zu halten. Der Vorstoß war rasch gescheitert; sie hatten ihn teuer bezahlt.

Gegen elf Uhr schraubten sich kokardengeschmückte Flugzeuge auf uns herunter und wurden durch lebhaftes Feuer vertrieben. Inmitten dieser irren Knallerei mußte ich über einen Mann lachen, der sich bei mir meldete und bescheinigt haben wollte, daß er mit seinem Gewehr ein Flugzeug in Brand geschossen hatte.

Gleich nach der Besetzung der Straße hatte ich dem Regiment gemeldet und um Unterstützung gebeten. Am Nachmittag kamen Infanteriezüge, Pioniere und Maschinengewehre zur Verstärkung. Nach der Taktik des Alten Fritzen wurde alles in die überfüllte vordere Linie gesteckt. Ab und zu streckte der Engländer einige unvorsichtig über die Straße gehende Leute nieder.

Gegen vier Uhr begann eine sehr unangenehme Schrapnellschießerei. Die Ladungen wurden haarscharf auf die Straße geschleudert. Ohne Zweifel hatten die Flieger unsere neue Widerstandslinie bereits festgestellt, und schwere Stunden kündeten sich an.

Wirklich setzte bald eine gewaltige Beschießung mit leichten und schweren Granaten ein. Wir lagen dicht nebeneinander in dem überfüllten, schnurgeraden Straßengraben. Das Feuer tanzte uns vor den Augen, Zweige und Lehmklumpen pfften auf uns herab. Links neben mir flammte ein Feuerblitz auf, weißen, stickigen Dampf zurücklassend. Ich kroch auf allen Vieren zu meinem Nebenmann. Er regte sich nicht mehr. Das Blut sickerte ihm aus vielen von schmalen, zackigen Splittern geschlagenen Wunden. Auch weiter rechts traten schwere Verluste ein.

Nach einer halben Stunde wurde es still. Wir gruben emsig tiefe Löcher in die flache Mulde des Grabens, um bei einem zweiten Überfall wenigstens Schutz gegen Splitter zu haben. Unsere Spaten stießen dabei auf Gewehre, Koppelzeug und Patronenhülsen aus dem Jahre 1914 — ein Zeichen dafür, daß dieser Boden nicht zum ersten Male Blut eintrank. Hier fochten vor uns die Freiwilligen von Langemarck.

Während der Dämmerung wurden wir noch einmal gründlich bedacht. Ich hockte neben Kius in einem Sitzloch, das uns manche Schwiele gekostet hatte. Der Boden rollte wie eine Schiffsplanke unter nahen und nächsten Einschlägen. Wir waren auf das Ende gefaßt. Den Stahlhelm in die Stirn gedrückt, zerkaute ich meine Pfeife, starrte auf die Straße, deren Steine unter aufspringenden Eisenbrocken Funken sprühten, und philosophierte mir mit Erfolg Courage an. Merkwürdige Gedanken schossen mir durch den Kopf. So beschäftigte ich mich lebhaft mit einem französischen Kolportageroman »Le vautour de la Sierra«, der mir in Cambrai in die Hände gefallen war. Mehrere Male murmelte ich ein Wort Ariosts: »Ein großes Herz fühlt vor dem Tod kein Grauen, wann er auch kommt, wenn er nur rühmlich ist.« Das rief eine angenehme Art von Trunkenheit hervor, wie man sie ungefähr in der Hexenschaukel erlebt. Wenn die Granaten dem Ohr etwas Ruhe ließen, hörte ich Bruchstücke des schönen Liedes vom Schwarzen Walfisch zu Askalon neben mir ertönen und hielt meinen Freund Kius für übergeschnappt. Jeder hat eben seinen eigenen Spleen.

Am Ende der Beschießung flog mir ein großer Splitter gegen die Hand. Kius leuchtete mit seiner Taschenlampe. Wir entdeckten einen oberflächlichen Riß.

Nach Mitternacht begann es zu rieseln; Streifen eines inzwischen eingeschwärmten Regiments, die bis zum Steenbach vorgingen, fanden nur schlammgefüllte Trichter vor. Der Feind hatte sich hinter den Bach zurückgezogen.

Von den Anstrengungen dieses gewaltigen Tages erschöpft, setzten wir uns bis auf die zur Wache eingeteilten Posten in unsere Löcher. Ich zog mir den zerfetzten Mantel meines toten Nebenmannes über den Kopf und verfiel in einen unruhigen Schlaf. Zur Zeit der Dämmerung erwachte ich fröstelnd und entdeckte, daß ich mich in einer betrüblichen Lage befand. Es regnete in Strömen, und die Rinnsale der Straße ergossen sich in die Tiefe meines Sitzloches. Ich errichtete einen kleinen Damm und schöpfte meinen Ruheort mit dem Kochgeschirrdeckel aus. Mit dem Steigen der Rinnsale setzte ich meinem Erdwerk eine Krone nach der anderen auf, bis endlich der schwache Bau dem wachsenden Druck wich und ein schmutziger Strom das Sitzloch gurgelnd bis obenhin füllte. Während ich mich bemühte, aus dem Schlamm Pistole und Stahlhelm zu angeln, trieben Tabak und Brot den Straßengraben entlang, dessen übrigen Bewohnern es ähnlich ergangen war. Zitternd und frierend, ohne einen trockenen Faden am Leibe, standen wir in dem Bewußtsein, der nächsten Beschießung völlig deckungslos ausgesetzt zu sein, im Schlamm der Straße. Es war ein erbärmlicher Vormittag. Wieder machte ich die Erfahrung, daß kein Artilleriefeuer die Widerstandskraft so gründlich zu brechen vermag wie Nässe und Kälte.

Im weiteren Rahmen der Schlacht jedoch bedeutete dieser Landregen für uns ein wahres Gottesgeschenk, denn der englische Angriff mußte durch ihn gerade in den ersten, wichtigsten

Tagen ins Stocken kommen. Der Gegner mußte mit seiner Artillerie die versumpfte Trichterzone überwinden, während wir unsere Munition auf unberührten Straßen heranrollen konnten.

Um elf Uhr vormittags, als uns schon die Verzweiflung gepackt hatte, erschien ein rettender Engel in Gestalt eines Meldeläufers, der den Befehl brachte, daß sich das Regiment in Kokuit sammeln sollte.

Auf dem Rückmarsch sahen wir, wie schwierig die Verbindung nach vorn am Angriffstage gewesen sein mußte. Die Straßen waren von Menschen und Pferden besät. Neben einigen wie Reibeisen durchlöcherten Protzen sperrten zwölf grauenhaft verstümmelte Pferde den Weg. Auf einer regenfeuchten Wiese, über der sich die milchweißen Bälle vereinzelter Schrapnells wölkten, sammelten sich die Reste des Regiments. Da stand ein Häuflein von der Stärke einer Kompanie, ein paar Offiziere in seiner Mitte. Welche Verluste! Von zwei Bataillonen fast alle Offiziere und Mannschaften. Düsteren Blicks standen die Überlebenden im strömenden Regen und warteten auf die Quartiermacher. Dann trockneten wir uns in einer Holzbaracke, um einen glühenden Ofen geschart, und faßten bei einem kräftigen Frühstück wieder Lebensmut.

Gegen Abend schlugen Granaten ins Dorf. Eine der Baracken wurde getroffen und eine Reihe von Leuten der dritten Kompanie getötet. Trotz der Beschießung legten wir uns bald nieder mit der einzigen Hoffnung, nicht zum Gegenangriff oder zu plötzlicher Verteidigung wieder in den Regen hinausgeworfen zu werden.

Um drei Uhr morgens kam der Befehl zum Abrücken. Wir marschierten über die mit Leichen und zerschossenen Wagen bestreute Landstraße auf Staden zu. Bis fernhin hatte das Feuer gewütet; wir fanden den Krater eines einzigen Einschlages von zwölf Toten umringt. Staden, das bei unserer Ankunft noch so belebt gewesen war, wies schon viele zerschossene Häuser auf. Der verödete Marktplatz war mit zerschlagenem Hausrat besät. Eine Familie verließ mit uns das Städtchen, als einzigen Besitz eine Kuh hinter sich her-, ziehend. Es waren einfache Leute; der Mann hatte ein Stelzbein, die Frau hielt die weinenden Kinder an der Hand. Der wirre Lärm im Rücken schattierte das traurige Bild.

Die Überreste des zweiten Bataillons wurden in einem einsamen Hof untergebracht, der sich inmitten saftiger, hochaufgeschossener Felder hinter dichten Hecken verbarg. Dort wurde mir die Führung der siebenten Kompanie übertragen, mit der ich bis zum Schluß des Krieges Freud und Leid teilen sollte.

Am Abend saßen wir vor dem mit alten Kacheln ausgelegten Kamin, stärkten uns durch einen steifen Grog und lauschten dem wiederauflebenden Donner der Schlacht. Aus dem Heeresbericht einer neuen Zeitung sprang mir der Satz in die Augen: »Es gelang uns, den Feind an der Steenbach-linie aufzuhalten.«

Es war seltsam, zu erfahren, daß unser scheinbar wirres Tun in finsterner Nacht offenkundig geworden war. Wir hatten unser Teil dazu beigetragen, den mit so mächtigen Kräften begonnenen Angriff zum Stillstand zu bringen. Wie gewaltig auch die Menschen- und Materialmengen waren, so wurde die Arbeit an den entscheidenden Punkten doch nur von wenigen Kämpfern vollbracht.

Bald begaben wir uns zur Ruhe auf den Heuboden. Trotz dem ausgiebigen Schlaftrunk phantasierten die meisten der Schläfer und walzten sich hin und her, als ob sie die Flandernschlacht noch einmal durchkämpfen müßten.

Am 3. August setzten wir uns, reich beladen mit Vieh und Feldfrüchten der verlassenen Gegend, nach dem Bahnhof des nahen Städtchens Gits in Marsch. In der Bahnhofskneipe trank das zusammengeschrumpfte Bataillon schon wieder in glänzender Stimmung Kaffee, den zwei derbflämische Kellnerinnen zum allgemeinen Vergnügen mit sehr gewagten Redewendungen würzten. Besonderen Spaß machte es den Leuten, daß sie nach Landesbrauch jeden, auch die Offiziere, mit »du« traktierten.

Nach einigen Tagen erhielt ich aus einem Gelsenkirchener Lazarett einen Brief von Fritz. Er schrieb, daß er wohl einen steifen Arm und eine klapprige Lunge behalten würde. Ich entnehme seinen Aufzeichnungen folgenden Abschnitt, der meinen Bericht ergänzt und die Eindrücke eines in das Tosen der Materialschlacht geworfenen Neulings anschaulich wiedergibt:

»>Antreten zum Sturm!< Das Gesicht meines Zugführers beugte sich über die kleine Höhle. Die drei Leute neben mir beendeten ihr Gespräch und rafften sich fluchend auf. Ich erhob mich, rückte den Stahlhelm fest und trat in die Dämmerung hinaus.

Es war neblig und kühl; das Bild hatte sich inzwischen geändert. Das Granatfeuer hatte sich verzogen und lagerte dumpf donnernd auf anderen Teilen des riesigen Schlachtfeldes.

Flugzeuge durchknatterten die Luft und beruhigten das ängstlich spähende Auge durch die großen eisernen Kreuze, die auf die Unterseite der Tragflächen gemalt waren.

Ich lief noch einmal zu einem Brunnen, der sich zwischen Trümmern und Schutt merkwürdig klar erhalten hatte, und füllte meine Feldflasche.

Die Leute der Kompanie traten in Zügen an. Eilig hakte ich mir vier Handgranaten ins Koppel und begab mich zu meiner Gruppe, von der zwei Mann nicht zur Stelle waren. Kaum war noch Zeit, ihre Namen aufzuschreiben, als alles sich in Bewegung setzte. In Reihen zu einem bewegten sich die Züge durch das Trichtergelände, umbogen Balken, preßten sich an Hecken und wanden sich klirrend und polternd auf den Feind zu.

Der Angriff wurde von zwei Bataillonen ausgeführt; ein Bataillon des Nachbarregiments wurde zugleich mit uns eingesetzt. Der Befehl war kurz und bündig. Englische Abteilungen, die über den Kanal gedrungen waren, sollten zurückgeworfen werden. Mir war bei diesem Unternehmen zgedacht, mit meiner Gruppe vorn in der erreichten Stellung liegenzubleiben und den Gegenstoß aufzufangen.

Wir kamen vor den Trümmern eines Dorfes an. Aus der schrecklich zernarbten Ebene Flanderns ragten schwarz und zersplittert die Stümpfe einzelner Bäume, Überreste eines großen Waldes. Ungeheure Rauchschwaden zogen durch die Luft und verhängten den Abendhimmel mit düsterem, schwerem Gewölk. Über der kahlen Erde, die so unbarmherzig zerrissen und wieder zerrissen war, schwebten stickige Gase, die, gelb und braun, träge umherwanderten.

Es wurde Gasbereitschaft befohlen. In diesem Augenblick setzte ein ungeheures Feuer ein — der Angriff war von den Engländern erkannt. Die Erde sprang in fauchenden Fontänen auf, und ein Hagel von Splintern fegte wie ein Regenschauer über das Land. Einen Augenblick stand jeder wie erstarrt, dann stürzten alle auseinander. Noch einmal hörte ich die Stimme unseres Bataillonskommandeurs, des Rittmeisters Böckelmann, der mit dem Aufgebot äußerster Stimmkraft einen Befehl rief, der mir unverständlich blieb.

Meine Leute waren verschwunden. Ich befand mich in einem fremden Zug und drängte mich mit den anderen nach den Trümmern eines Dorfes, das die unerbittlichen Granaten bis auf den Grund rasiert hatten. Wir rissen die Gasmasken heraus.

Alles warf sich nieder. Links neben mir kniete der Leutnant Ehlert, ein Offizier, den ich schon von der Somme her kannte. Neben ihm lag spähend ein Unteroffizier. Die Wucht des Sperrfeuers war fürchterlich; ich gestehe, daß sie selbst meine kühnsten Erwartungen übertraf. Vor uns flatterte gelb eine Feuerwand; ein Schauer von Erdklumpen, Ziegelstücken und Eisensplintern hagelte auf uns herab und schlug helle Funken aus den Stahlhelmen. Ich hatte die Empfindung, als ob das Atmen jetzt schwerer geworden wäre und die Luft in einer von massivem Eisen gesättigten Atmosphäre für die Lungen nicht mehr ganz zureichte.

Lange startete ich in den glühenden Hexenkessel hinein, dessen sichtbare Grenze das stechende Mündungsfeuer der englischen Maschinengewehre bildete. Der tausendköpfige Bienenschwarm dieser Geschosse, der sich über uns ergoß, war für das Ohr unhörbar. Es kam mir zum Bewußtsein, daß unser Angriff, den ein halbstündiges Trommelfeuer vorbereitet

hatte, durch dieses mächtige Abwehrfeuer schon im Ansatz zerschlagen war. Zweimal verschlang ein ungeheurer Krach in kurzen Zwischenräumen das Toben. Minen von allerschwerstem Kaliber zerbarsten. Ganze Schuttfelder flogen in die Luft, wirbelten durcheinander und stürzten mit höllischem Prasseln nieder.

Auf eine schreiende Aufforderung Ehlerts schaute ich nach rechts. Er erhob die linke Hand, winkte nach hinten und sprang vor. Ich stand schwerfällig auf und folgte laufend. Meine Füße brannten immer noch wie Feuer, doch hatte der stechende Schmerz nachgelassen.

Ich hatte kaum zwanzig Schritte getan, da blendete mich, als ich aus einem Trichter wieder auftauchte, das brennende Licht eines Schrapnells, das keine zehn Schritt vor mir in drei Meter Höhe auseinandersprang. Ich fühlte zwei dumpfe Schläge gegen Brust und Schulter. Automatisch fiel mir das Gewehr aus der Hand, den Kopf nach hinten brach ich zusammen und kollerte in den Trichter zurück. Verschwommen hörte ich noch die Stimme Ehlerts, der im Vorbeilaufen rief: >Den hats erwischt !<

Er sollte den nächsten Tag nicht beenden. Der Vorstoß mißlang, und beim Zurückgehen wurde er mit allen seinen Begleitern getötet. Ein Schuß durch den Hinterkopf setzte dem Leben dieses tapferen Offiziers ein Ende.

Als ich nach einer langen Ohnmacht erwachte, war es ruhiger geworden. Ich versuchte mich aufzurichten, da ich mit dem Kopf nach unten lag, empfand jedoch heftigen Schmerz in der Schulter, den jede Bewegung verstärkte. Der Atem ging kurz und stoßweise, die Lungen konnten nicht genug Luft schaffen. Prellschuß an Lunge und Schulter, dachte ich, indem ich mich der beiden dumpfen, schmerzlosen Schläge entsann, die ich erhalten hatte. Ich warf Sturmgepäck und Koppel und in einem Zustande völliger Gleichgültigkeit auch die Gasmasken fort. Den Stahlhelm behielt ich auf und hängte die Feldflasche an den Taillehaken des Rockes.

Es gelang mir, aus dem Trichter herauszukommen. Nach etwa fünf Schritten aber, die ich, mühsam kriechend, zurücklegte, blieb ich in einem Nebentrichter regungslos liegen. Eine Stunde darauf versuchte ich zum zweiten Male fortzukriechen, da das Feld schon wieder von leichten Trommelfeuern überschauert wurde. Auch dieser Versuch mißlang. Ich verlor meine mit kostbarem Wasser gefüllte Feldflasche und versank in eine unendliche Erschöpfung, aus der mich nach langer Zeit das Gefühl brennenden Durstes erweckte.

Es begann leise zu regnen. Mit dem Stahlhelm gelang es mir, ein wenig schmutziges Wasser zu sammeln. Ich hatte allen Richtungssinn verloren und konnte mir vom Verlauf der Front keinen deutlichen Begriff machen. Trichter reihte sich hier an Trichter, einer mächtiger als der andere, und vom Boden dieser tiefen Gruben aus konnte man nur Lehmwände und den grauen Himmel sehen. Ein Gewitter zog auf, seine Donnerschläge wurden übertönt vom einsetzenden Lärm eines neuen Trommelfeuers. Ich drückte mich eng an die Trichterwand. Ein Lehmklumpen traf meine Schulter; schwere Splitter fegten über meinen Kopf dahin.

Allmählich verlor ich auch den Sinn für die Zeit; ich wußte nicht, ob es Morgen oder Abend war.

Einmal tauchten zwei Leute auf, die in langen Sprüngen über das Feld setzten. Ich rief sie auf deutsch und englisch an; sie verschwanden wie Schatten im Nebel, ohne auf mich zu hören. Endlich kamen drei andere Leute auf mich zu. Ich erkannte in dem einen von ihnen den Unteroffizier, der am Tage zuvor neben mir gelegen hatte. Sie nahmen mich mit zu einer kleinen Hütte, die in der Nähe stand — vollgestopft mit Verwundeten, die von zwei Sanitätern gepflegt wurden. Ich hatte dreizehn Stunden im Trichter gelegen.

Das gewaltige Feuer der Schlacht arbeitete wie ein riesenhaftes Hammer- und Walzwerk fort. Granate um Granate schlug neben uns ein, häufig das Dach mit Sand und Erde überschüttend. Man verband mich, gab mir eine neue Gasmasken, ein Brot mit grober roter Marmelade und ein wenig Wasser. Der Sanitäter sorgte für mich wie ein Vater.

Schon begannen die Engländer vorzudringen. Sprungweise näherten sie sich und verschwanden in den Trichtern. Schreie und Zurufe schallten von draußen herein. Plötzlich stürzte, von den Schuhen bis zum Stahlhelm mit Lehm bespritzt, ein junger Offizier herein. Es war mein Bruder Ernst, der beim Regimentsstab schon den Tag zuvor totgesagt war. Wir begrüßten uns, ein wenig seltsam und gerührt lächelnd. Er blickte sich um und sah mich voll Angst an. Die Tränen traten ihm in die Augen. Wenn wir auch zu dem gleichen Regiment gehörten, so hatte doch dieses Wiedersehen auf dem unermeßlichen Schlachtfeld etwas Wunderbares, Erschütterndes, und die Erinnerung daran blieb mir für immer kostbar und verehrungswürdig. Nach wenigen Minuten verließ er mich und brachte die fünf letzten Leute seiner Kompanie herbei. Ich wurde auf eine Zeltbahn gelegt, durch deren Schnüre man einen jungen Baum steckte, und vom Schlachtfelde getragen.

Je zwei und zwei der Träger lösten sich ab. Der kleine Transport eilte bald nach rechts, bald nach links und wich im Zickzack den massenhaft einschlagenden Granaten aus. Gezwungen, schnelle Deckung zu nehmen, warfen sie mich einige Male ab, so daß ich hart in die Trichter schlug.

Wir langten endlich bei einem mit Beton und Blech verkleideten Unterstand an, der den wunderlichen Namen >Kolumbusei< führte. Man schleppte mich hinunter und legte mich auf eine Holzpritsche. In diesem Raum saßen schweigend zwei mir unbekannte Offiziere und lauschten dem orkanischen Konzert der Artillerie. Der eine war, wie ich später erfuhr, der Leutnant Bartmer, der andere ein Feldhilfsarzt namens Helms. Nie mundete ein Trunk mir besser als das Gemisch von Regenwasser und Rotwein, das er mir einflößte. Wie ein Feuer ergriff mich das Fieber. Ich rang in schwerer Atemnot nach Luft, und gleich einem Alb lastete die Vorstellung auf mir, daß die Betondecke des Unterstandes auf meiner Brust liege und daß ich sie mit jedem Atemzug emporstemmen müsse.

Der Assistenzarzt Koppen trat atemlos ein. Er war, verfolgt von Granaten, über das Schlachtfeld gelaufen. Er erkannte mich, beugte sich über mich, und ich sah, wie sich sein Gesicht zu einer beruhigend lächelnden Grimasse verzerrte. Ihm folgte mein Bataillonskommandeur, und da er, ein strenger Mann, mir sanft auf die Schulter klopfte, mußte ich lächeln, denn es kam mir der Gedanke, daß nun gleich der Kaiser selbst eintreten und sich nach mir erkundigen werde.

Die vier Männer setzten sich zusammen, tranken aus Feldbechern und flüsterten. Ich merkte, daß sie einen Augenblick von mir sprachen, und vernahm abgerissene Worte wie >Brüder<, >Lunge<, >Verwundung<, über deren Zusammenhang ich dann nachdachte. Laut fingen sie an, über den Stand der Schlacht zu reden.

In die tödliche Ermattung, in der ich mich befand, drang jetzt ein Bewußtsein des Glückes ein, das sich mehr und mehr verstärkte und das sich Wochen hindurch bei mir erhielt. Ich dachte an den Tod, ohne daß der Gedanke mich beunruhigte. Alle meine Verhältnisse schienen mir bis ins Erstaunliche einfach, und mit dem Bewußtsein >Du bist in Ordnung< glitt ich in den Schlaf hinüber.«

Ernst Jünger. *In Stahlgewittern*. Stuttgart: Klett-Cotta, 1995. S. 161–185.